

Gemeinsam für eine Zukunft in eigener Hand

Behelf zur entwicklungspolitischen Bildungsarbeit
für Kinder, Jugendliche und Erwachsene
Aktion Familienfasttag 2020



© Sanjay Kumar Mahato

teilen spendet zukunft. aktion familienfasttag



Katholische
Frauenbewegung

spenden.teilen.at • Spendenkonto: IBAN AT83 2011 1800 8086 0000. Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

Gemeinsam für eine Zukunft in eigener Hand

Das Thema „Ernährungssouveränität“ begleitet uns in den kommenden beiden Jahren der Aktion Familienfasttag. Wir haben uns als Organisation das Ziel gesetzt, zu einem grundlegenden Systemwandel hin, zu einer sozial gerechteren und ökologisch nachhaltigeren Gesellschaft beizutragen. „Ernährungssouveränität“ ist ein Schlüsselement in diesem Transformationsprozess. Denn sie bietet eine ganzheitliche Perspektive auf eine der wichtigsten Grundlagen unseres Lebens – unsere Ernährung: wie werden Lebensmittel produziert? Welche Auswirkungen hat das auf die beteiligten Menschen und die Umwelt? Wer profitiert und wer verliert von unserem aktuellen Ernährungssystem? Welche (globalen) politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge sind damit verbunden? Und wie steht es um die Mitbestimmungsmöglichkeiten von Produzent*innen und Konsument*innen?

Unsere Projektpartner*innen von CASS und BIRSA im Nordosten Indiens stehen exemplarisch für das Bemühen „Ernährungssouveränität“ konkret zu leben. In vielen Regionen sind nach wie vor hauptsächlich die Frauen für die Ernährung ihrer Familien verantwortlich. Zudem werden Kleinbäuerinnen und -bauern und gesellschaftliche Randgruppen wie die indischen Adivasi-Indigenen weltweit immer stärker von ihren Lebensgrundlagen verdrängt. Unsere Projektarbeit zielt darauf ab, Frauen in ihren Familien und ihren Gemeindef-

ten zu stärken. Und es geht darum, materielle Grundlagen aufzubauen, die ihnen ein gutes, gesundes und selbstbestimmtes Leben ermöglichen. Zugleich braucht es auch bei uns im Globalen Norden eine Wende zu einem nachhaltigen und gerechten Ernährungssystem.

Als ich 2009 mit der Katholischen Frauenbewegung Österreichs Nord- und Ost-Indien besuchen durfte, habe ich Feuer gefangen für dieses wunderbare Land, das zugleich so viel Unrecht sichtbar macht. Für Momente war ich von der Ungleichheit und Armut erschlagen. Eine Mitreisende sagte dann: „Jeder gespendete Euro, jede gekochte Suppe, trägt zur Veränderung bei und wenn nur eine Frau, ein Mädchen dadurch bessere Chancen hat, dann lohnt es sich weiter zu machen“. Und es ist dieses Weitermachen, das mein entwicklungspolitisches Bewusstsein verändert hat. Die Welt ist ein Dorf, in dem wir alle leben. Dieses Dorf zu erhalten, zu gestalten, zu einem besseren Ort für alle Menschen zu machen, ist bleibende Herausforderung und wo anfangen, wenn nicht bei der Ernährung?

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Eva Oberhauser
Stellv. Vorsitzende der kfbö
Verantwortliche im Vorsitz-Team
für die Aktion Familienfasttag



© Erich Leonhard

Eva Oberhauser

Die Spenden für die Aktion Familienfasttag kommen ausgewählten und gut begleiteten Projekten zugute. Wenn Materialien der Aktion verwendet werden, bitten wir darum, die im Rahmen der Aktivitäten gesammelten Spenden der Aktion Familienfasttag zukommen zu lassen. (IBAN: AT86 60 000 0000 1250 000)

- 03 Unser Essen Mittel zum Leben oder Mittel zum Profit?
- 04 Fehler im System – Über Hunger und seine Ursachen
- 07 Gutes Essen und das Gute Leben für alle – Eine Herausforderung im bäuerlichen Alltag
- 09 Superheldinnen ohne Rechte – Zur Rolle von Frauen im globalen Ernährungssystem
- 11 Agrarökologie stärken
- 13 Wie fair ist dein Essiggurkerl? Selbstermächtigung und Organisierung von Erntearbeiter*innen in Österreich
- 15 Beim Einkaufen die Welt verändern? Potentiale und Grenzen Kritischen Konsums
- 17 Wissenswertes über Indien
- 18 Adivasi-Kultur und moderner Fortschritt in Indien
- 20 Staubiger Rest des Fortschritts – Gedichte aus Jharkhand
- 21 Die Wunden heilen – Das Frauenprojekt CASS
- 23 Vereint zur Verteidigung des Lebens – Das Frauenprojekt BIRSA
- 25 Methoden für Gruppen
- 27 Literatur und Quellen

Weitere Materialien zur Aktion Familienfasttag 2020

Bausteine für die Gestaltung von Gottesdiensten

Familienfasttagsmagazin 1/2020, Plakate, Flugzettel, Spendenwürfel...

Impressum: Eigentümerin, Herausgeberin und Verlegerin: Katholisches Frauenwerk in Österreich. Referat Entwicklungspolitik – Aktion Familienfasttag, Spiegelgasse 3/2/7, 1010 Wien. Für den Inhalt verantwortlich: Jonathan Scalet; Redaktionelle Leitung: Jonathan Scalet; Redaktion: Jonathan Scalet, Tania Zawadil; Layout: renner graphic design, Druck: gugler print.

Unser Essen Mittel zum Leben oder Mittel zum Profit?

Jonathan Scalet

In den kommenden beiden Jahren beschäftigt sich die Aktion Familienfasttag mit Fragen der Ernährung – ein Thema, das jede*n von uns ganz unmittelbar betrifft. Denn Essen müssen wir nun wirklich alle. Ein Großteil der Menschheit ist aber nicht nur als Konsument*in, sondern auch als Produzent*in an unserem Ernährungssystem beteiligt. Wenn es in Österreich auch Jahr für Jahr weniger Bäuerinnen und Bauern gibt, so ist die Landwirtschaft weltweit betrachtet nach wie vor das wichtigste Berufsfeld (ca. 30% aller Beschäftigten)¹. Dazu kommen Millionen von Menschen, die in der Verarbeitung von Lebensmitteln tätig sind. Und schließlich ist die Produktion von Nahrung für viele von uns ein selbstverständlicher Teil des Alltags: wir kochen und backen für uns selbst, unsere Familien und Freund*innen – eine Arbeit, die weiterhin vor allem von Frauen geleistet, aber nur selten honoriert wird.

Zugleich ist bei uns die Ernährung im Alltag zunehmend in den Hintergrund gerückt. Wir verbringen heute viel weniger Zeit mit der Beschaffung unseres Essens als noch vor einigen Jahrzehnten, kaufen unsere Lebensmittel im Supermarkt, anstatt sie selbst zu produzieren und essen Fertigprodukte bis hin zu Fast Food. Zwar ist gesunde Ernährung heute in Mode, die Zubereitung besonders raffinierter Speisen ein beliebtes Hobby und immer mehr Menschen essen aus ethischen oder politischen Gründen vegetarisch. Doch beschränken sich diese Phänomene weitgehend auf die Freizeit, sie betreffen mehr den Stil als die Grundlage des Lebens: für die Bevölkerungsmehrheit im Globalen Norden ist die Sorge um die unmittelbaren Mittel des Lebens heute nicht mehr Mittelpunkt des Lebens.

Diese Entwicklung liegt zum Teil an technologischen Fortschritten, sie ist aber auch bezeichnend für ein Gesellschaftssystem, in dessen Zentrum nicht das Wohlergehen der Menschen, sondern Profit und Wachstum stehen. So wie die Menschen wird auch ihre Ernährung zu einem bloßen Mittel zum Zweck, der Verwertbarkeit untergeordnet: sie sollte möglichst billig, möglichst schnell und am besten auch noch möglichst effizient – also gesund und nahrhaft – sein.

Zugleich werden im Bereich Ernährung, wo wir es so unmittelbar mit Leben, mit Lebensmitteln und Lebewesen zu tun haben, die Irrwege dieses Systems besonders deutlich: denken wir nur an die Bilder aus der Massentierzucht, von gerodeten Regenwäldern für die Futtermittelproduktion, an das grassierende Insektensterben und die massenhafte Zerstörung kleinbäuerlicher Existenzen, die Tag für Tag ihrer Lebensgrundlagen beraubt werden!

Frauen sind von diesen Entwicklungen in besonderem Maß betroffen. In vielen Regionen sind Frauen für die Lebensgrundlagen und damit auch das Essen ihrer Familien verantwortlich. Sie spielen in der Ernährung der Menschheit damit eine herausragende Rolle. In einem Wirtschaftssystem, welches das Leben bedrängt, beschränkt und bedroht geraten sie damit unter Druck. Vielerorts sind es Frauen, die in ihren Familien „den Gürtel enger schnallen“ und sich kreative Lösungen überlegen müssen, wenn Einkommen und Essen nicht mehr ausreichen. Aber auch bei uns schmeißen viele Frauen neben einem fordernden Job noch den Haushalt, für den in unserer Arbeitswelt eigentlich kein Platz vorgesehen ist.

Mit unserem Bildungsschwerpunkt wollen wir aber nicht nur Probleme wälzen, sondern eine Vision davon stärken, wie es besser gehen kann: Ernährungssouveränität steht für eine Welt, in der die Menschen selbst über ihre Ernährung bestimmen; ein Ernährungssystem, das seine natürlichen Grundlagen erhält und allen Menschen ein gutes Leben ermöglicht. Genau darauf zielt unser Motto „Gemeinsam für eine Zukunft in eigener Hand!“. Es geht darum, die eigene Zukunft und die dafür nötigen Mittel – als Kleinbäuer*innen, als Frauen, als Menschen – selbst in die Hand zu nehmen, unabhängig von Banken, Marktdruck, Saatgut- und Pestizidkonzernen, aber auch unabhängig von Ehemännern und Autoritäten. Im Kern geht es letztlich um Freiheit. Selbst über die Grundlagen der eigenen Existenz zu verfügen, bedeutet Freiheit – Freiheit von existenziellen Nöten, Freiheit von Abhängigkeiten, vor allem aber auch Freiheit, das eigene Leben selbst und das gemeinschaftliche Leben mitzugestalten.

Im heurigen Bildungsbehef der Aktion Familienfasttag finden sich zahlreiche Beispiele von Menschen und Initiativen, die bereits heute an dieser Vision arbeiten.

Lassen wir uns aufrütteln, lassen wir uns inspirieren, packen wir an – Gemeinsam für eine Zukunft in eigener Hand!

Jonathan Scalet ist Referent für Entwicklungspolitik der Aktion Familienfasttag der Katholischen Frauenbewegung Österreichs.

¹ <https://www.weltagrabericht.de/themen-des-weltagraberichts/baeuerliche-und-industrielle-landwirtschaft.html>

Fehler im System

Über Hunger und seine Ursachen

Jonathan Scalet

Essen ist eines unserer wichtigsten Grundbedürfnisse, gemeinsam mit Trinken bildet es die Basis unseres Lebens. Sie sind der Treibstoff, den wir Tag für Tag benötigen, um uns wichtigen Bestandteilen eines erfüllten Lebens wie Wohnen, Arbeit, gesellschaftlicher Teilhabe, zwischenmenschlichen Beziehungen und freudvollen Erfahrungen erst widmen zu können. Doch obwohl es uns angeblich immer besser geht und unser Wohlstand nach den gängigen Indikatoren des Wirtschaftswachstums seit Jahrzehnten beständig steigt, wird das basale Menschenrecht auf Nahrung nach wie vor Millionen von Menschen verwehrt. Zwischen 2015 und 2018 ist die Zahl der weltweit Hungernden von 785 auf 821 Millionen gestiegen¹. Zugleich hat sich die Zahl der Übergewichtigen zwischen 1975 und 2016 auf 1,9 Milliarden Menschen verdreifacht². Damit leiden heute sogar mehr Menschen an Über- als an Untergewicht.

Vertrieben, verdrängt, beraubt

Das Problem liegt global betrachtet also nicht an einem zu wenig an Lebensmitteln oder einem zu viel an Menschen. Schließlich ließen sich mit der aktuellen Produktion an Lebensmitteln rund 12 Milliarden Menschen ernähren³. Die Ursachen von Hunger und Mangelernährung haben vielmehr mit der Verteilung, aber auch der Art unseres Essens zu tun und mit der Weise wie unsere Ernährung heute gesellschaftlich organisiert ist.

Paradoxe Weise betrifft Hunger heute jene Regionen und Gruppen am stärksten, die lange Zeit die Hauptverantwortung für unsere Ernährung getragen haben. 80 % der weltweit Hungernden leben im ländlichen Raum⁴, 60-70 % sind Frauen und Mädchen⁵. Oft wollen uns Medien, Politiker*innen oder Expert*innen glauben machen, das liege an unproduktiven Anbaumethoden, veralteten Technologien oder am Mangel an Wissen und Qualifikation. Tat-

sächlich betrifft das Kernproblem aber meist den Zugang zu Ressourcen – allen voran Land: „Landlose und landarme Bäuerinnen und Bauern in Ländern des Globalen Südens bilden den Großteil der unterernährten Menschen“⁶. Seit den Zeiten der Kolonialisierung ist Landbesitz in fast allen Ländern des Globalen Südens extrem ungleich verteilt. Während einige Wenige riesige Ländereien besitzen, müssen die Mehrheiten mit kleinen, oft unproduktiven Flächen auskommen oder sich auf Großplantagen verdingen. Und es sind meist Männer, die über formale Landtitel verfügen. Nur 10-20 % der Landbesitzer*innen im Globalen Süden sind Frauen⁷. Zudem hat in den letzten beiden Jahrzehnten das Phänomen des Landraubs wieder deutlich zugenommen. Denn in Folge der Weltwirtschaftskrise und steigender Preise für agrarische Produkte wurde Land zu einer immer beliebteren Finanzanlage. Schätzungen zufolge haben sich Investor*innen seit 2000 mehrere Millionen Hektar Ackerflächen angeeignet⁸. Die ansässige Bevölkerung wird mittels Druck, verlockender Angebote oder schlichter Gewalt von ihrem Land verdrängt. Statt Lebensmittel für die Familie oder die lokale Gemeinschaft, werden dann auf großflächigen Plantagen etwa Gemüse für den Weltmarkt oder Futtermittel für die Fleischindustrie angebaut, zum Teil liegt das Land in Erwartung steigender Preise aber auch einfach brach. Besonders perfide ist das sogenannte „Green Grabbing“: die Aneignung von Land für vermeintlich klimaschützende Projekte wie Baumplantagen oder Agrartreibstoffe.

Eine weitere Ursache für ländlichen Hunger betrifft das Saatgut. Den größten Teil ihrer Geschichte haben Bäuerinnen und Bauern ihre Pflanzen selbst gezüchtet und vermehrt, Saatgut getauscht und so eine hohe Vielfalt auf ihren Feldern erhalten. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde die Saat vom Gemeingut zur Ware. Für die Landwirt*innen bringt das vor allem Abhängigkeiten. Denn das vermeintlich produktivere

¹ FAO (2019): The State of Food Security and Nutrition in the World. Safeguarding against economic Slowdowns and Downturns. S. 9. <http://www.fao.org/3/ca5162en/ca5162en.pdf> [Zugriff: 9.10.2019]

² WHO (2018): Obesity and overweight. <https://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/obesity-and-overweight> [Zugriff: 9.10.2019]

³ Zukunftsstiftung Landwirtschaft (2019): Hunger im Überfluss. <https://www.weltagrabericht.de/themen-des-weltagraberichts/hunger-im-ueberfluss.html> [Zugriff: 9.10.2019]

⁴ FIAN/ÖBV/ABL (2017): Auf dem Weg zu einer Erklärung für die Rechte von Kleinbäuerinnen und -bauern. https://fianat-live-7318544636224c40bboboa5b09-745b6a8.divio-media.net/filer_public/75/43/7543c24b-d024-4c6e-be8c-7dc81cbc8123/factsheet_kleinbauerinnen_2017_web.pdf [Zugriff: 9.10.2019]

⁵ Nuila, Andrea/Claeys, Priscilla (2016): Rural Women's Rights. In the UN Declaration on the Rights of Peasants and other People working in Rural Areas. http://www.fian.be/IMG/pdf/droits_fe_rurales_uk_web.pdf [Zugriff: 9.10.2019]

⁶ Reisenberger, Brigitte (2018): Land Grabbing: Investitionen in den Hunger. In: ÖBV/AgrarAttac (Hg.): Die Zeit ist reif für Ernährungssouveränität. S. 13.

⁷ FAO (2011): The State of Food and Agriculture. Women in Agriculture. Closing the Gender Gap for Development. <http://www.fao.org/3/i2050e/i2050e.pdf> [Zugriff: 9.10.2019]

⁸ Nolte, Kerstin/Chamberlain, Wytske/Giger, Markus (2016): International Land Deals for Agriculture. Fresh insights from the Land Matrix: Analytical Report II. Bern u.a.: University of Bern u.a.

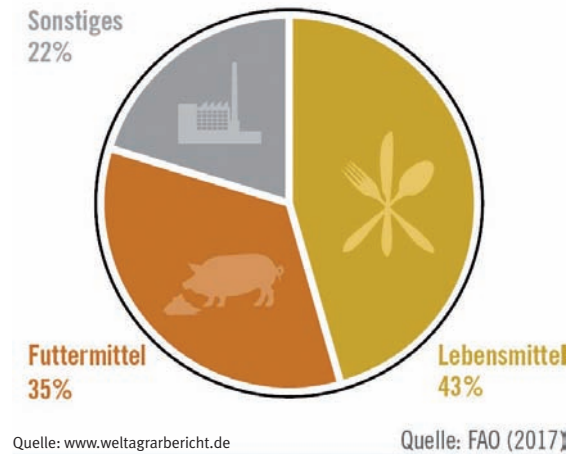
Saatgut ist durch geistige Eigentumsrechte geschützt und muss daher jede Saison von neuem angekauft werden. Oft braucht es außerdem spezialisierte Pestizide. Dadurch sind die Bäuerinnen und Bauern gezwungen, Einkommen zu erzielen und die Produktion für den Eigenbedarf hintanzustellen – somit sind sie den oft unberechenbaren Entwicklungen des Marktes ausgeliefert. Zudem hat die Privatisierung des Saatguts zu einer massiven Normierung geführt: Nicht zuletzt aufgrund der Verdrängung durch standardisierte Hohertragsorten sind zwischen 1900 und 2000 rund 75 % unserer Kulturpflanzenvielfalt verloren gegangen⁹. Dieser Verlust ist insbesondere angesichts des fortschreitenden Klimawandels problematisch. Denn im Gegensatz zu den im Labor entwickelten Sorten, passt sich natürliches Saatgut laufend an veränderte Umweltbedingungen an und die Vielfalt auf den Feldern ist eine wirksame Versicherung im Falle von Ernteausfällen einzelner Pflanzen.

Auch die Ausrichtung der globalen Agrarpolitik spielt eine Rolle. Diese setzt mit ihren Subventionen, Richtlinien und Handelsabkommen nach wie vor auf Wachstum, Industrialisierung und Weltmarktproduktion. Dadurch werden Großbetriebe und –plantagen systematisch gefördert, die Produktion steigt und die Preise fallen. Kleinbäuerliche Betriebe in Nord wie Süd können mit diesen Billigprodukten preislich kaum mithalten, sie fallen dem Konkurrenz- und Preiskampf am Lebensmittelmarkt zum Opfer und verlieren damit oft ihre gesamte Existenzgrundlage. Durch diese Art der Agrarpolitik wurde die EU etwa zum größten Milchexporteur der Welt. Mithilfe billiger Futtermittelimporte wird heute strukturell mehr Milch produziert als verbraucht. Die Überschüsse gehen wiederum als billiges Milchpulver in Länder des Globalen Südens und verdrängen dort die lokale Produktion¹⁰.

Ernährung und Klima

Ein immer gravierenderes Problem stellt der menschengemachte Klimawandel dar. Durch die klimatischen Veränderungen gehen kontinuierlich Ackerflächen verloren und bewährte Anbaumethoden geraten immer mehr aus der Balance. Darüber hinaus führt die Zunahme extremer Naturereignisse wie Stürme, Dürre oder Überschwemmungen regelmäßig zu Ernteausfällen, die insbesondere in ländlichen Gebieten des Globalen Südens existenzgefährdende Ausmaße annehmen können. Dabei

Die Agrarproduktion der Welt steigt schneller als ihre Bevölkerung wächst. Doch weniger als die Hälfte allen Getreides dient noch unmittelbar als Lebensmittel. Der Rest wird verfüttert, verheizt oder zu Treibstoff und Industrieprodukten verarbeitet.



ist unser Ernährungssystem selbst eine wesentliche Triebkraft des Klimawandels. Lebensmittel werden heute quer über den Globus transportiert. Dazu kommen die Millionen Tonnen Plastik, die Jahr für Jahr als Verpackungsmaterial anfallen¹¹. Die großflächige Lebens- und Futtermittelproduktion wiederum treibt die Abholzung von (Regen-)Wäldern und die Zerstörung von Böden an. All das zusammengerechnet, ist unsere Ernährung für rund 50 % aller menschengemachten CO₂-Emissionen verantwortlich¹².

Die Sache hat System

Diese Verwerfungen sind weder Zufall noch den bösen Absichten einzelner Unternehmen oder Politiker*innen geschuldet. In einem Wirtschaftssystem, das an den Kennzahlen von Profit und Wachstum gemessen wird und den vermeintlich freien Wettbewerb aller gegen alle ins Zentrum stellt, ist unsere Ernährung in erster Linie ein Kostenfaktor, der so niedrig wie möglich gehalten werden muss. Dieser Kostendruck wird entlang der Produktionskette weitergegeben und setzt eine Spirale niedriger Preise, Einnahmen und Löhne in Gang – von den Unternehmen zu den Arbeitenden, über die Supermärkte, Zwischenhandel und Lebensmittelverarbeitung bis zu den bäuerlichen Betrieben und schließlich noch weiter zu den landwirtschaftlichen Hilfskräften und zur unbezahlten Hausarbeit. Werden die Menschen und ihr Essen nur als Produktionsfaktoren verstanden, so werden die Quellen dieser Lebensmittel notwendigerweise systematisch ausgebeutet. Das sind zum einen die natürlichen Ressourcen und zum anderen jene Menschen – sehr oft Frauen – die diese kultivieren und verarbeiten, damit wir zu essen haben. Sie stehen am Ende der Kette und zahlen die Zeche für ein System, das unser Überleben als Menschheit immer offensichtlicher untergräbt.

⁹ Dolan, Katherine (2018): Es beginnt mit dem Saatgut – befreien wir die Vielfalt! In: ÖBV/AgrarAttac (Hg.): Die Zeit ist reif für Ernährungssouveränität. S. 18.

¹⁰ Moser-Hofstadler, Judith (2018): Milch.Macht.Politik. In: ÖBV/AgrarAttac (Hg.): Die Zeit ist reif für Ernährungssouveränität. S. 42.

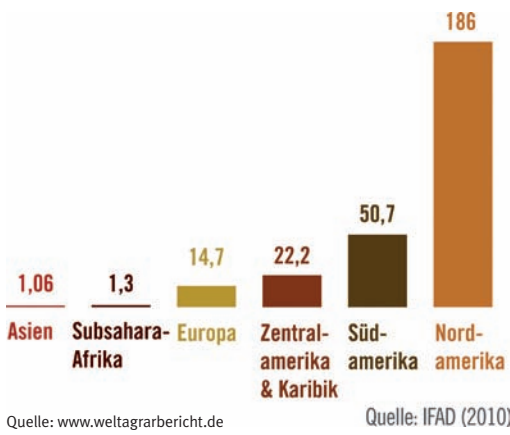
¹¹ Heinrich-Böll-Stiftung/Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (2019): Plastikatlas. Daten und Fakten über eine Welt voller Kunststoff. S. 20f.

¹² Heuwieser, Magdalena (2018): Alles grün, alles gut? Green Grabbing und die Finanzialisierung der Natur. In: ÖBV/AgrarAttac (Hg.): Die Zeit ist reif für Ernährungssouveränität. S. 10.

Es gibt eine Alternative...

Zahlreiche staatliche Entwicklungsagenturen, multilaterale Institutionen, Stiftungen und Expert*innen setzen nach wie vor auf technologische Lösungen für die Hungerkrise¹³. Dabei geht es vorrangig um eine weitere Steigerung der Lebensmittelproduktion, während die strukturellen Ursachen unangetastet bleiben, genauso wie Fragen von Machtverhältnissen, Verteilung und ökologischen Konsequenzen. Bereits Ende der 1990er Jahre hat die internationale kleinbäuerliche Bewegung „La Via Campesina“ das Konzept „Ernährungssouveränität“ als Alternative zur industriellen, globalisierten Landwirtschaft vorgeschlagen. Ernährungssouveränität ist weit mehr als Ernährungssicherheit – sie zielt auf einen grundlegenden Wandel hin zu einem solidarischen, ökologischen und demokratischen Ernährungssystem; einem Ernährungssystem also, das allen Beteiligten ein gutes Leben innerhalb der ökologischen Grenzen ermöglicht und in dem die Menschen selbst und unabhängig über Art und Erzeugung ihres Essens bestimmen. Dazu zählen biologischer Anbau ebenso wie kürzere Transportwege, lokale Produktions- und Versorgungskreisläufe sowie direkte und solidarische Beziehungen zwischen Erzeuger*innen und Verbraucher*innen.

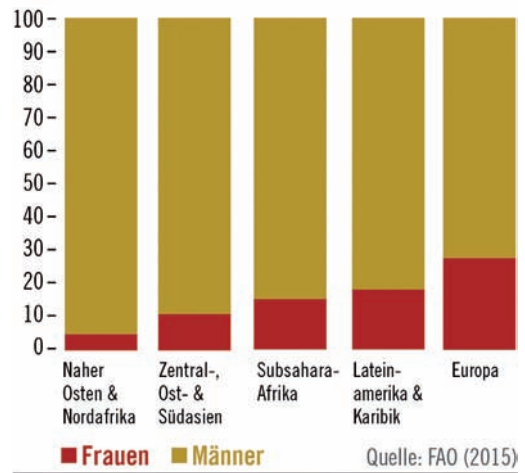
Durchschnittliche Hofgröße in Hektar



Auch wenn der Trend der globalen Agrarpolitik in Richtung Industrialisierung geht, leisten kleinbäuerliche Betriebe weiterhin den größten Beitrag zur Ernährung der Menschheit – insbesondere im Globalen Süden. Die hohen Durchschnittswerte für Süd- und Mittelamerika sind auf die zunehmende Verdrängung von Kleinbetrieben durch Großplantagen v.a. für die Futtermittelproduktion zurückzuführen.

Um echte Unabhängigkeit und Selbstbestimmung erreichen zu können, müssen die wesentlichen Grundlagen des Lebens – Land, Saatgut, Maschinen und Werkzeuge – wieder unter die direkte Kontrolle der Menschen gelangen. Ein wesentlicher Baustein für Ernährungssouveränität ist die Stärkung und Wiederbelebung kleinbäuerlicher Landwirtschaft, die überall auf der Welt über Generationen hinweg lokal angepasste und hoch effektive Anbausysteme entwickelt hat. Trotz schwieriger Rahmenbedingun-

Land in Frauenhand in Prozent



Quelle: www.weltagrabericht.de

Frauen bilden oftmals das Rückgrat der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Trotzdem verfügen sie über deutlich weniger Landbesitz, Produktionsmittel und Finanzielle Ressourcen als Männer.

gen ernährt die kleinbäuerliche Landwirtschaft heute 70 % der Weltbevölkerung und verbraucht dabei nicht einmal 25 % der landwirtschaftlichen Produktionsmittel¹⁴. Sie ist damit deutlich effizienter als das agrarindustrielle Modell, das rund 75 % der Ressourcen schluckt, damit aber gerade einmal 30 % der Menschen versorgt

... aber nicht ohne Geschlechtergerechtigkeit

Allerdings sollte die familiäre, kleinbäuerliche Landwirtschaft auch nicht romantisiert werden. Zum einen müssen traditionelle Anbaumethoden und Lebensmodelle weiterentwickelt werden, um angesichts von Klimawandel und gesellschaftlichen Veränderungen auch in Zukunft funktionsfähig und attraktiv zu bleiben. Zum anderen sind Frauen am Land oft besonders stark von ungleichen Geschlechterverhältnissen und starren Rollenbildern betroffen. Sie tragen in vielen Familien die Hauptverantwortung für die Ernährung, leisten den überwiegenden Teil der Haushalts- und Sorgearbeit und spielen auch in der Landwirtschaft eine tragende Rolle: In Summe arbeiten Frauen im Globalen Süden pro Woche daher rund 12 bis 13 Stunden mehr als ihre Männer¹⁵. Trotzdem verfügen Frauen über deutlich weniger Ressourcen und Einfluss als Männer – sowohl in der Familie, als auch in der lokalen Gemeinschaft sowie politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsgremien. Erst wenn die immensen Leistungen von Frauen anerkannt und ihre systematische Diskriminierung überwunden wird, können wir der Vision eines gerechten und solidarischen Ernährungssystems wirklich näherkommen.

Jonathan Scalet ist Referent für Entwicklungspolitik bei der Aktion Familienfasttag der Katholischen Frauenbewegung Österreichs.

¹³ Ein anschauliches Beispiel ist die Allianz für eine Grüne Revolution in Afrika (AGRA), der etwa die Bill und Melinda Gates Foundation, die deutsche und US-amerikanische Entwicklungsagentur sowie mehrere UN-Organisationen angehören: <https://agra.org/> [Zugriff: 9.10.2019]

¹⁴ ETC Group (2017): Who Will Feed Us? The Industrial Food Chain vs. The Peasant Food Web. <http://www.etcgroup.org/sites/www.etcgroup.org/files/files/etc-who-will-feed-us-english-webshare.pdf> [Zugriff: 9.10.2019]

¹⁵ FAO (2019): Women hold the key to building a world free from hunger and poverty. <http://www.fao.org/news/story/en/item/460267/icode/> [Zugriff: 9.10.2019]

Gutes Essen und das Gute Leben für alle

Eine Herausforderung im bäuerlichen Alltag

Judith Moser-Hofstadler

Ich lebe und arbeite auf einem Bauernhof im Mühlviertel, etwa 25 Kilometer nordöstlich von Linz. Dass ich einmal als Bäuerin arbeiten werde, war wie bei so vielen Frauen nicht mein Lebensplan. Ich habe Politikwissenschaft studiert, weil ich Politikjournalistin werden wollte. Das ist es nicht ganz geworden, als Journalistin arbeite ich aber weiterhin – manchmal mehr, manchmal weniger. Auf den Bauernhof bin ich durch meinen späteren Mann gekommen, und spätestens in der Karenzzeit habe ich erkannt, dass mir die Arbeit am Hof mindestens genauso viel Freude bereitet, wie die Zeit am Schreibtisch. Mein Interesse für Politik wird sicher nie enden – das beeinflusst auch meine Arbeit am Hof. Ich sage gern, dass nicht einmal ein Kochrezept unpolitisch sein kann und der Alltag als Bäuerin ist es erst recht nicht.

Wir melken zweimal täglich 25-30 Milchkühe. Einen Teil der Milch verarbeiten mein Mann und ich zu Joghurt, Topfen, Frisch- und Grillkäse. Die Eier unserer 70 Legehennen verkaufen wir so wie die Milchprodukte am Hof, wir beliefern aber auch Einkaufsgemeinschaften und kleine Geschäfte.

Weder wachsen noch weichen

„Wachsen oder weichen“ lautet ein Schlagwort, mit dem Bäuerinnen und Bauern immer wieder konfrontiert werden. Um wirtschaftlich überleben zu können, sollten Höfe effizienter, also größer, werden. Wir haben beschlossen, dass wir wachsen wollen. Allerdings nicht in die Breite, sondern in die Tiefe.

Seit 2007 bewirtschaften wir den Betrieb biologisch. Das hat mit den Legehennen angefangen. Mein Mann hat das Futter für die Hühner im Lagerhaus gekauft. Damals noch konventionell. Ich habe mich gefragt, wo das Soja im Futter wohl herkommt? Wenn Soja von „irgendwo“ herkommt, ist die Pflanze dafür fast sicher in Südamerika gewachsen, womöglich gentechnisch verändert. Womöglich wurde dafür Regenwald gerodet und Menschen von jenem Land vertrieben, von dem sie seit Generationen leben. Und so habe ich zu meinem Mann gesagt, dass ich die Eier für unser eigenes Essen woanders kaufen muss, wenn sich da beim

Futter nichts ändert. Wir haben seither nicht nur Hühner aus Bioproduktion, sondern auch das Futter für die Tiere. Im Verkaufspreis konnten wir die höheren Kosten allerdings nicht weitergeben, weil unser Betrieb nicht zertifiziert ist.

Ei ist nicht gleich Ei

Bei den Hühnern zeigt sich, wie globale Zusammenhänge auf jedem Bauernhof zu spüren sind: Die Tiere sind patentiert, wir dürfen selbst keine Jungtiere züchten, weil wir damit das patentierte „Genmaterial“ stehlen würden. Es gibt zwar alte Rassen, die man weiterzüchten könnte, die legen aber nicht so viele Eier. Wir müssten die Eier dann teurer verkaufen – das haben wir bisher noch nicht gewagt.

Anhand der Eier kann man auch erkennen, wie sinnlos nationale Vorschriften für die Landwirtschaft sind, wenn nicht auch bei verarbeiteten Produkten die Herkunft der Zutaten deklariert werden muss. Selbst wenn es uns gelingt, auf unseren Höfen beste Bedingungen durchzusetzen – bei Keksen, Fertigteigen und Fertiggerichten oder im Wirtshaus wissen wir trotzdem nicht, woher die Eier kommen, die wir da in verarbeiteter Form essen. Tatsächlich sind einige nationale Vorschriften sogar strenger als jene der EU. Das macht es für österreichische Bäuerinnen und Bauern aber wirtschaftlich nicht leichter, weil ihre Produkte mit den billig produzierten mithalten müssen.

Auch das Argument: „Die Konsument*innen entscheiden an der Supermarktkassa“ lasse ich nicht gelten. Es ist eine gesellschaftspolitische Entscheidung, mit welchen Lebensmitteln sich die Menschen in einem Staat oder weltweit ernähren. Das darf nicht allein wirtschaftlichen Überlegungen und Interessen überlassen werden!

Milchkühe im Leistungsstress

Unser Haupterwerb sind Milchkühe. Hier gibt es große Unterschiede in der Fütterung und immer öfter stellt sich die Frage, wie wirtschaftlich Hochleistungsbetriebe eigentlich wirklich sind – denn mehr Umsatz heißt nicht unbedingt mehr Gewinn. Die Produktion im großen Stil erfordert hohe Investitionen und diese Kosten müssen erst einmal hereingewirtschaftet

werden. Kühe können heutzutage bis zu 12.000 Kilo Milch im Jahr produzieren. In unserem Stall schaffen sie etwa die Hälfte. Dafür werden die Tiere älter und haben so mehr Zeit, Milch zu geben.

Hochleistungs-Kühe stehen meist in direkter Nahrungskonkurrenz zu uns Menschen – sie bekommen Mais und Getreide als Futter, das wir auch selbst essen könnten und nicht erst mit Kalorienverlust durch die Verdauung der Kuh schicken müssten. Die Kühe arbeiten wie Hochleistungssportler*innen und werden nur wenige Jahre alt. Wenn männliche Kälber krank sind, werden sie in Hochleistungsbetrieben oft nicht behandelt, weil sie fast keinen wirtschaftlichen Wert haben. Sie können weder Milch geben, noch sind sie für die Fleischproduktion interessant, weil milchbetonte Kuhrassen zu wenig Masse haben. Das Futter kommt oft aus Übersee. Bei uns wird damit mehr Milch produziert, als wir verbrauchen, was zu schlechten Preisen für die Erzeuger*innen führt. Die Überschüsse kommen wiederum als billiges Milchpulver nach Afrika oder Asien, wo lokale Bäuerinnen und Bauern ihre Milch dann nicht mehr verkaufen können, weil sie zu teuer ist.

Politik am Gemüseacker

Ein wichtiger Teil unseres Betriebes ist unser „Gemeinschaftskrautland“ – ein kleiner Acker, auf dem wir zusammen mit anderen Familien Gemüse ziehen. „Krautland“ ist im Mühlviertel die traditionelle Bezeichnung für den kleinen Acker zur Selbstversorgung – vor allem wurde dort Kraut für den Winter gepflanzt. Die Idee entstand in vielen Gesprächen mit Freund*innen. Ich habe erzählt, dass ich froh bin, eigenes Gemüse zu haben und nicht Tomaten und Gurken aus Spanien kaufen zu müssen. Neuerdings habe ich im Supermarkt Weintrauben aus Indien entdeckt, an die Erdäpfel und Zwiebel aus Ägypten haben sich die meisten ja bereits gewöhnt. Begonnen hat alles 2013 mit einer Aktion gegen die Patentierung von Saatgut: Wir haben damals über 30 verschiedene Sorten Erdäpfel gesetzt, um auf die Vielfalt an Pflanzen auf der ganzen Welt aufmerksam zu machen. Heute pflanzen wir noch ca. 10 Lieblingssorten Erdäpfel und die Gemeinschaft ist aufgrund der vielen Arbeit insgesamt geschrumpft. Aber auch bei jenen, die heute nicht mehr dabei sind, hat sich das Bewusstsein für regionale Lebensmittel durch diese Erfahrung stark verändert.

Der Wert der Arbeit

Beim Thema „eigenes Gemüse“ komme ich zum Wert der Arbeit. Von vielen Höfen ist das „Krautland“ verschwunden, weil das eigene Essen keinen Wert mehr hat – nur, was zu Geld gemacht werden kann,

ist auch etwas wert. Aber wie soll man anderen die Produkte der eigenen Arbeit als wertvolle Lebensmittel verkaufen, wenn man sie selbst nur noch als Rohstoff für die verarbeitende Industrie sieht? Dadurch sind auch Abhängigkeiten entstanden – oft besteht die Hauptsorge heute darin, eine*n Abnehmer*in für die Milch zu finden.

Seit vier Jahren verarbeiten wir einen Teil der Milch zu Joghurt, Topfen und Käse. Wir bemerken, dass sich immer mehr Menschen fragen, wo das Essen herkommt, und wie es produziert wird. Für meinen Mann war das eine neue Erfahrung: Lob für seine Produkte! Einkaufen bei kleinen Höfen ist auch ein Ausdruck der Wertschätzung dieser Arbeit. Das betrifft auch mich selbst. Denn natürlich können wir nicht alles, was wir zum Leben brauchen, selbst produzieren. Gemeinsam mit anderen in unserer Gemeinde habe ich daher eine Foodcoop begründet. Die Leute bestellen ihre Lebensmittel via Internet direkt bei den Produzent*innen und holen sie an einem Ort gesammelt ab.

Vernetzen und bestärken

Seit einigen Jahren bin ich auch politisch aktiv. In der überparteilichen ÖBV, der „Österreichischen Berg- und Kleinbäuer*innen Vereinigung – Via Campesina Austria“. Wir Frauen haben ein „Bäuerinnen-Manifest“ erarbeitet, in dem wir vor allem für „das Gute Leben für alle“ plädieren – im Norden wie im Süden, für Männer wie für Frauen. Wir sind überzeugt, dass es möglich ist, Landwirtschaft in diesem Sinn zu betreiben und setzen uns für die nötigen politischen Rahmenbedingungen ein. Oft geht es auch um Bewusstseinsbildung. Wenn wir faire Bedingungen für Bäuerinnen und Bauern in Österreich wollen, müssen wir das auch darüber hinaus fordern. Es passt zum Beispiel nicht zusammen, wenn jemand sehr bewusst regional einkauft, aber fürs Pfarrcafé den billigsten Kaffee besorgt.

Du sollst nicht stehlen!

Als Christ*innen haben wir ein wichtiges Gebot mitbekommen: Du sollst nicht stehlen – in Wirklichkeit stehlen wir sehr oft: Europa verbraucht 1,5-mal die Fläche, die es hat – irgendjemandem müssen wir diesen Rest wegnehmen. Wir stehlen die Zukunft der nachkommenden Generationen und wir stehlen die Lebensgrundlagen von Menschen in anderen Kontinenten. Wollen wir unsere eigenen Gebote achten, müssen wir also schleunigst umdenken!

*Judith Moser-Hofstadler ist Biobäuerin, Journalistin und politische Aktivistin. Sie lebt und arbeitet im Mühlviertel und engagiert sich bei der Österreichischen Berg- und Kleinbäuer*innen Vereinigung – Via Campesina Austria (ÖBV).*

Superheldinnen ohne Rechte

Zur Rolle von Frauen im globalen Ernährungssystem

Melanie Oßberger

Global gesehen, wird das Recht auf angemessene und gesunde Ernährung millionenfach verletzt: Den rund 821 Millionen Hungernden wird ihr Menschenrecht ebenso verwehrt wie jenen über 2 Milliarden Menschen, die mangelernährt sind. Allein rund 1,4 Milliarden Frauen und Mädchen sind nicht ausreichend mit Nährstoffen versorgt, insbesondere im ländlichen Raum. Gesundheitliche Folgen beinhalten Blindheit, Muskelschwäche und Komplikationen bei Schwangerschaften. 613 Millionen Frauen zwischen 15 und 49 Jahren leiden unter Anämie. Den Erkrankten fehlt Eisen, weswegen ihre Körper leichter an die Belastungsgrenze geraten – vor allem während der Schwangerschaft ist das gefährlich. Ein Fünftel der Todesfälle während Schwangerschaft und Geburt ist auf Anämie zurückzuführen.

Die gesundheitliche Vulnerabilität beschränkt wiederum Bildungs-, Arbeits- und Partizipationsmöglichkeiten für Kinder und Mütter. Betroffene Frauen und Mädchen sind somit in einem generationsübergreifenden Kreislauf aus Diskriminierung, Armut, Mangel und Perspektivlosigkeit „gefangen“. Die damit verbundenen Einschränkungen, sind nicht nur physisch erlebbar. Schwer messbar und daher oft unterschätzt ist die psychosoziale Dimension von Ernährung: Essen ist Ausdruck eines sozialen Prozesses mit dem Ziel, sich fit, gesund und wohl zu fühlen. Dieses körperliche Wohlbefinden ist die Grundlage für unser gesamtes Tun und Voraussetzung dafür, sich um sich selbst und andere gut kümmern sowie an der Gemeinschaft teilhaben zu können. Hungernde und Mangelernährte werden dieser grundlegenden Möglichkeiten beraubt.

Viele Aufgaben – wenige Ressourcen

Die spezifische Betroffenheit von Frauen wird vor allem durch ihre Rolle im patriarchal geprägten System bedingt: Als Verantwortliche für die Versorgung der Familie übernehmen sie den Großteil der unbezahlten Aufgaben – insbesondere in den ländlichen Gebieten des Globalen Südens: Die Frauen versorgen Kinder und alte oder kranke Angehörige, leisten schwere körperliche Arbeit am Feld, holen

oft von weit her Wasser und übernehmen in vielen Fällen auch Erwerbsarbeit. Kommt es zu Ernteausfällen – und diese werden aufgrund des Klimawandels immer häufiger – sind es die Frauen, die diese Krisen meistern. Auf ihren Schultern lastet der Druck, ihre Familien vor Hunger zu bewahren.

Diese tragende Rolle von Frauen steht in krassem Widerspruch zu ihren Rechten: Ihr Zugang zu Produktionsmitteln wie Land, Saatgut, aber auch Krediten und Bildung ist stark eingeschränkt. Rund 90 Prozent der weltweiten Ackerflächen sind im Besitz von Männern. Dabei sind in Asien etwa sechs von zehn, in Afrika sogar acht von zehn der in der Landwirtschaft beschäftigten Menschen Frauen. Das heißt, Frauen arbeiten überwiegend auf Land, über das sie keine Entscheidungsmacht haben. Nicht nur das Erbrecht ist in vielen Ländern zu Ungunsten der Frauen gestaltet, auch der Eigenerwerb wird ihnen erschwert. So ist es für viele Frauen kaum möglich Kredite zu beantragen, weil sie weder über Eigentum noch eine formelle Anstellung verfügen.

Die Auswüchse des industriellen Agrarmodells verstärken die Abhängigkeit von Frauen zusätzlich. So verschlechtert der globale Run auf Land durch Investor*innen und Konzerne insbesondere die Situation von Frauen. Es kommt zu Vertreibungen und Umsiedelungen, zum Verlust von Lebensgrundlagen und in der Folge zu Armut. Und wieder lastet der Druck, die Versorgung der Familie aufrechtzuerhalten, auf den Frauen. In vielen Fällen führt die Perspektiv- und Arbeitslosigkeit der Männer außerdem dazu, dass die Gewalt gegenüber Frauen steigt.

Dazu kommt, dass Frauen erfahrungsgemäß als erste enteignet werden, wenn sie Land besitzen und bei Umsiedelungen die unfruchtbarsten Böden erhalten. Oft werden die von ihnen bewirtschafteten Flächen – die oftmals die Ernährung der gesamten Familie sichern – von ihren Ehemännern oder lokalen Autoritäten verkauft und verpachtet. Auf den so freigemachten Flächen werden meist für den Export bestimmte Hohertragsorten angebaut, die zur lokalen Versorgung nichts beitragen und Umwelt und Gesundheit belasten.

Agarindustrie diskriminiert Frauen

Hier zeigt sich der Zusammenhang zwischen patriarchaler und kapitalistischer Ausbeutung. Der Fokus des agrarindustriellen Modells auf technologische Mittel und Lösungen, vernachlässigt nicht nur die strukturellen Ursachen für Hunger und Mangelernährung; er fördert tendenziell auch Männer. Ohne eigenem Einkommen fehlt Frauen oft das Geld für den Kauf von teuren Maschinen, Saatgut, Pestiziden und Düngemitteln. Zudem wird ihnen aufgrund geschlechterbasierter Zuschreibungen in Bezug auf technische Innovationen und High-Tech, die Anwendung agroindustrieller Methoden häufig verwehrt. So schädlich diese Produktionsweise für unsere Ernährung, Gesundheit und Umwelt langfristig auch ist – die Tatsache, dass Frauen von diesem dominanten Modell landwirtschaftlicher Produktion weitgehend ausgeschlossen sind, schränkt ihre Autonomie noch weiter ein.

Die drastischen Auswirkungen des Einsatzes von Agrochemie hingegen werden wiederum von den Frauen kompensiert, etwa wenn es darum geht, durch Herbizide oder Pestizide Erkrankte zu pflegen. Sorge-Arbeit ist „Frauensache“ – ebenso wie das Anlegen von Küchengärten oder kleiner Ackerflächen, welche die alltägliche Versorgung auch in Krisenzeiten sicherstellen. Das ist ein globales Phänomen. In unserer Gesellschaft ist die Natur weiblich konnotiert, während Produktion, Wirtschaft, Technologie und damit auch das agroindustrielle Modell als männlich gelten. Das patriarchale wie das kapitalistische System basieren auf genau dieser Grundannahme: Die Körper(-kraft) der Frauen und die Natur selbst werden als „weiblich“ betrachtet und damit entwertet – als bloße Ressourcen, die den vermeintlich höheren und „maskulinen“ Zielen von Produktion und Profit zu dienen haben. Nur aufgrund dieser Ausbeutung ist es möglich, den Status quo und das scheinbare Funktionieren unseres lebenszerstörenden Wirtschaftssystems aufrecht zu erhalten.

Festgeschriebene Rechte durchsetzen

All das verstößt gegen geltendes internationales Recht: Die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte, die Teil der Menschenrechte sind, sehen explizit ein Recht auf Nahrung vor. In späteren Konkretisierungen von UN-Seite wurde insbesondere auch die Verantwortung des Staates für die Verwirklichung dieses Rechtes festgehalten. Die Diskriminierung von Frauen steht auch im Widerspruch zum international unter anderem in der Frauenrechtskonvention verankerten Recht auf Land von Frauen. Und das UN-CEDAW-Komitee betonte 2016

die Verantwortung der Staaten, international tätige Unternehmen im Ausland daran zu hindern, die Menschenrechte von Frauen am Land zu verletzen.

Die Umsetzung der Rechte von Frauen wäre ein wichtiger Schritt hin zu Ernährungssouveränität: Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass Projekte, die Geschlechtergerechtigkeit und die Ermächtigung von Frauen fördern, positive Auswirkungen auf das Wohlergehen des gesamten Haushalts haben. Und es ist vor allem dem Einsatz von Frauen zu verdanken, dass heute nicht noch mehr Menschen an Hunger und Mangelernährung leiden. Der eingeschränkte Zugang zu Ressourcen und Macht, die ungerechte Verteilung von Lasten und Pflichten und die Not ließen Frauen abseits der dominanten Produktionsweisen alternative, kreative Zugänge suchen, um ihre Familien mit ausreichend gesunder Ernährung trotz Krisen zu versorgen. Frauen haben schon lange vielerorts brachliegendes Land kultiviert, Gärten angelegt, Wildpflanzen gesammelt und durch ihr Wissen im Hinblick auf richtige Lagerung und schonende Zubereitung essentielle Nährstoffe in den Nahrungsmitteln erhalten. In vielen Kulturen gelten Frauen als „Hüterinnen“ der Biodiversität.

Vorsicht vor Fokus auf Versorgerinnenrolle

Die politische Diskussion greift all diese Facetten nicht auf. Zwar wird die entscheidende Rolle von Frauen im Kampf gegen Hunger und Armut betont. Meist führt das aber zu frauenzentrierten Ansätzen, die deren Rolle als Versorgerinnen ins Zentrum stellen. Damit wird den Frauen die Verantwortung aufgebürdet, neben ihren alltäglichen Aufgaben nun auch noch „die Welt zu retten“ und somit die strukturelle Ungleichstellung und einseitige Lastenverteilung weiter einzementiert. Es braucht daher Lösungen, die tiefer gehen und bestehende Machtstrukturen in Frage stellen: jene zwischen Markt und Natur, Konzern und Kleinbäuer*in und jene zwischen Mann und Frau. Es gilt patriarchale und kapitalistische Muster auszuhebeln, Frauenrechte zu stärken, Männer in die Pflicht zu nehmen und ökologisch nachhaltige Landwirtschaft zu fördern. Agrarökologische Alternativen, die bereits überall auf der Welt umgesetzt werden, versuchen und schaffen genau das: eine Transformation der agrarindustriellen Landwirtschaft hin zu einer kleinteiligen Produktionsweise, die Mensch, Tier und Umwelt respektiert und Begegnungen auf Augenhöhe ermöglicht.

Melanie Oßberger ist Ko-Geschäftsleiterin von FIAN Österreich.

Agrarökologie stärken¹

Franziskus Forster

Ein „Weiter wie bisher“ ist keine Option. Das hatte der Weltagrarbericht bereits 2009 klar festgehalten. Die Probleme und Krisen der industriellen Landwirtschaft werden immer offenkundiger und gefährden die bäuerlichen Lebensgrundlagen. Doch es gibt eine Alternative: Agrarökologie als Grundlage für die Zukunft der Welternährung. Eine agrarökologische Transformation verspricht wichtige Perspektiven für Auswege aus der Klima-, Ernährungs-, Hunger-, Biodiversitäts- und Gesundheitskrise, ohne zugleich Ungleichheit und Armut zu verschärfen.

Was ist Agrarökologie?

Agrarökologie ist ein wissenschaftlich fundiertes Konzept, das zugleich auf ökologischen Prinzipien, dem politischen Ansatz der Ernährungssouveränität und dem Menschenrecht auf Nahrung basiert. Trotz wenig institutioneller Unterstützung wird sie von Bauern und Bäuerinnen weltweit praktiziert und weiterentwickelt und von sozialen Bewegungen wie La Via Campesina und der Nyéléni-Bewegung für Ernährungssouveränität lautstark eingefordert.

Agrarökologie zielt auf eine sozial gerechte und ökologisch nachhaltige Umgestaltung der Agrar- und Ernährungssysteme ab. Dabei sollen die Bauern und Bäuerinnen, handwerkliche Verarbeiter*innen und Konsument*innen im Zentrum der Entscheidungen stehen. Das Konzept baut auf den Grundprinzipien des ökologischen Landbaus auf, zu denen vornehmlich der Erhalt der Bodenfruchtbarkeit, der Kreislauf von Boden, Pflanzen, Tier und Mensch sowie die Unabhängigkeit der Betriebe von externen Betriebsmitteln gehören.

Agrarökologie ist die Alternative zur industriellen Landwirtschaft, sie stärkt die bäuerliche Landwirtschaft und sichert gute Arbeit auf dem Land. Der Transformationsprozess ist jedoch vielschichtig, denn Agrarökosysteme sind sehr unterschiedlich und komplex, so dass es nicht eine Herangehensweise für alle Situationen geben kann. Agrarökologische Transformationsprozesse basieren auf einem Bottom-up-Ansatz, das heißt die lokale Bevölkerung, bäuerliche Erzeuger*innen, Verarbeiter*innen

und Vermarkter*innen gestalten die Veränderungen selbst, anstatt sie „von oben“ von Staaten, Unternehmen und internationalen Organisationen verordnet zu bekommen.

Weltweit gibt es eine große Fülle und Vielfalt an Beispielen, die das Potenzial von Agrarökologie veranschaulichen. Die Verbindung einer ressourcenschonenden und gesunden Landwirtschaft mit Ertragssteigerungen, lokalen und regionalen Wirtschaftskreisläufen sowie Selbstbestimmung und demokratischer Beteiligung aller Betroffenen machen sie zu einer vielversprechenden Zukunftsvision.

Das Potenzial von Agrarökologie ausschöpfen

Agrarökologie gründet auf folgenden gleichberechtigten Elementen:²

1. Mehr Vielfalt über und unter der Erde:

Agrarökologie integriert Biodiversität im Anbausystem: Boden, Pflanzen und Tiere werden als Teil eines natürlichen Kreislaufs verstanden und das Wissen darüber wird in den Vordergrund gestellt. Vielfältige Fruchtfolgen und eine kontinuierliche Bodenbedeckung und Durchwurzelung füttern die Bodenlebewesen, ermöglichen Humusaufbau und verhindern Bodendegradierung.

2. Mehr Resilienz und Anpassung an die Klimakrise:

Vielfältige Anbausysteme machen Bauern und Bäuerinnen krisensicherer gegenüber äußeren Schocks wie Klimakrisen oder Preisschwankungen: Integrierte Tier-Pflanzen-Systeme fördern u.a. die Fruchtbarkeit sowie die Wasserspeicher- und Wasseraufnahmefähigkeit des Bodens, verringern den Schädlings- und Krankheitsdruck und tragen zur Erholung ausgelaugter Böden (Förderung der Kohlenstoffbindung) und geringerem Energieverbrauch bei.

3. Selbstregulationsfähigkeit im Agrarökosystem stärken:

Je höher die Biodiversität, desto geringer ist das Risiko von Krankheiten und Schädlingen. Umgekehrt wirken sich Pestizide auf die Vielfalt im und auf dem Boden negativ aus. Dies wiederum

¹ Dieser Beitrag basiert auf dem Positionspapier „Agrarökologie stärken. Für eine grundlegende Transformation der Agrar- und Ernährungssysteme“, das 2019 von einer Reihe zivilgesellschaftlicher Organisationen herausgegeben wurde: <https://www.misereor.de/fileadmin/publikationen/positionspapier-agraroeekologie-staerken.pdf>

² Die Elemente beruhen auf wichtigen Rahmenwerken zu Agrarökologie wie der Erklärung von Nyéléni (2007), den SOCLA-Kriterien (2014), der Nyéléni-Erklärung zu Agrarökologie (2015), den CIDSE-Prinzipien der Agrarökologie (2018) und den FAO 10 Elements of Agroecology (2018).

verstärkt die Abhängigkeit von externen Betriebsmitteln. Agrarökologie stärkt die Selbstregulierungskräfte und durchbricht den Teufelskreis von Pestizideinsatz und Resistenzbildung.

4. Mehr Kontrolle über Lebensgrundlagen:

Um natürliche Ressourcen und Ökosysteme zu erhalten, brauchen Bauern und Bäuerinnen, Hirt*innen, indigene Gemeinschaften und ländliche Gemeinden ein Recht auf und die Kontrolle über Land, Saatgut, Wasser, Artenvielfalt und Wissen. Kollektive Besitz- und Bewirtschaftungsformen müssen dafür anerkannt und geschützt werden.

5. Bäuerliche Agrikultur stärken:

Wenn Bauern und Bäuerinnen ihre Produktion diversifizieren und sie in regionale Weiterverarbeitungs- und Vermarktungsnetzwerke eingebunden sind, können Höfe erhalten und sinnstiftende Arbeitsplätze geschaffen werden. Zudem werden die Erzeuger*innen weniger anfällig für marktbezogene Risiken wie schwankende Preise.

6. Gesunde Ernährung und lokale Versorgung stärken:

Kürzere Wege und enge Stadt-Land-Verbindungen verringern Emissionen und bringen Erzeuger*innen und Verbraucher*innen wieder näher zusammen. Solidarische Märkte, welche die Arbeit der Erzeuger*innen mit gerechten Preisen honorieren, ermöglichen eine ortsnahe Versorgung mit frischen, gesunden und vielfältigen Lebensmitteln.

7. Weniger Abhängigkeit, mehr Autonomie:

Als schwächstes Glied in der Lieferkette haben Bauern und Bäuerinnen und Arbeiter*innen der Marktmacht der Konzerne im derzeitigen Agrarsystem wenig entgegenzusetzen. Agrarökologie schafft eigenständige Existenzgrundlagen für bäuerliche Haushalte, stärkt die Wirtschaftskreisläufe vor Ort und erhöht so die Autonomie der Erzeuger*innen.

8. Gleichberechtigung von Frauen und Männern:

Agrarökologie zielt auf ein solidarisches Miteinander von Frauen und Männern. Dazu gehören gleiche Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten, die gleichberechtigte Kontrolle produktiver Ressourcen, gleicher Zugang zu Bildung und Beratung sowie die gleichberechtigte Mitbestimmung in Haushalten, Organisationen und Politikprozessen. Gewalt gegen Frauen, einschränkende soziale Normen und Geschlechterstereotype gilt es zu überwinden.

9. Mehr Beteiligung und Mitsprache:

Organisierung (etwa in sozialen Bewegungen, Bauernorganisationen oder Verbraucher*innenverbänden) ist die Voraussetzung für eine Mitgestaltung der Agrar- und Ernährungssysteme von unten. Agrarökologie schafft Anreize, auf verschiedensten Ebenen – ob lokal oder global – kollektiv tätig zu sein, um relevante Programme und Politiken mitgestalten zu können.

10. Förderliche Politiken und partizipative Forschung:

Um das Potenzial von Agrarökologie auszuschöpfen, braucht es entsprechende politische Rahmenbedingungen; ob für Gemeinschaftsverpflegung, bäuerliche Vermarktung oder für den Aufbau lokaler und regionaler Wirtschaftskreisläufe. Agrarökologische Forschung baut auf dem (Erfahrungs-)Wissen der Lebensmittelproduzent*innen auf und ihre Ausrichtung wird mit ihnen gemeinsam entwickelt. In der Wirtschaftsforschung sollte ein Schwerpunkt auf solidarisches Wirtschaften gelegt werden.

Agrarökologie ist weder bloß eine Nische für kleinbäuerliches Lebensmittelhandwerk, noch einfach ein Label, das aufgrund einzelner Maßnahmen oder Techniken zertifiziert werden kann. Agrarökologie ist keine bloße Ergänzung der industriellen Landwirtschaft. Vielmehr geht es um einen umfassenden Wandel. Agrarökologie hat das Potenzial, das Agrar- und Lebensmittelsystem zu transformieren. Aber nur wenn es – als Bewegung, Wissenschaft und Praxis – gelingt, den Kern von vielfältigen agrarökologischen Systemen zu behaupten und die strukturellen Rahmenbedingungen zu verändern. Daher ist es zentral, den Begriff gegen Vereinnahmungsversuche zu verteidigen, die seine tiefgreifende politische Bedeutung verwischen.³

Eine wichtige Richtschnur bildet dabei das Recht auf Nahrung und Ernährungssouveränität. Ebenso wichtig ist, dass die direkt betroffenen Menschen und die sozialen Bewegungen eine starke Stimme in diesem Transformationsprozess haben. Eine „Welt ohne Hunger“ bleibt das zentrale Versprechen und die Zukunftsvision. Erfreulich ist, dass diese Welt tatsächlich möglich ist. Gerade deshalb ist der Einsatz dafür notwendiger denn je.

Franziskus Forster ist Politischer Referent bei der ÖBV-Via Campesina Austria und in der Bewegung für Ernährungssouveränität aktiv.

³ Mit dem zunehmenden Erfolg von Agrarökologie einerseits und der Verschärfung der Ernährungskrise andererseits steigt die Gefahr der Vereinnahmung. Gerade deshalb ist die Frage, was unter Agrarökologie verstanden wird, von größter Bedeutung. Dies veranschaulichen vermeintlich ökologische Konzepte wie „Climate Smart Agriculture“, „nachhaltige und ökologische Intensivierung“ oder auch die Produktion von Bioprodukten auf industriellen Monokulturen. Diese wurden von sozialen Bewegungen als Lippenbekenntnisse entlarvt.

Wie fair ist dein Essiggurkerl?

Selbstermächtigung und Organisierung von Erntearbeiter*innen in Österreich

Lisa Bolyos

Violeta P.¹ war in sieben aufeinanderfolgenden Jahren auf einem landwirtschaftlichen Betrieb im Tullnerfeld beschäftigt. Dort wurde vor allem Speisekohl angebaut, für den Verkauf geschnitten und verpackt. Neben Violeta waren sechs weitere Kolleg*innen als landwirtschaftliche Arbeitskräfte beschäftigt. Sie arbeiteten regelmäßig mehr als zwölf Stunden am Tag, erledigten neben den landwirtschaftlichen, auch andere Arbeiten, die am Betrieb anfielen (Schneeschaufeln, Renovieren, auf den Großgrünmarkt liefern), und richteten die vom Betrieb zur Verfügung gestellten Unterkünfte über die Jahre selbst her: „In den vier Zimmern gab es anfangs noch nicht einmal einen Betonboden und nur Betten aus Metall.“ Sieben Jahre lang wurden Überstunden, Nacht- und Sonntagsarbeit nicht richtig entlohnt, die Sonderzahlungen für Weihnachts- und Urlaubsgeld vorenthalten und nur auf Druck der Arbeitnehmer*innen die Stundenlöhne erhöht: „Bis April 2014 bekamen wir 3,50 Euro pro Stunde. Dann haben wir gesagt, dass wir nicht mehr wiederkommen – und so hat uns der Bauer 5 Euro pro Stunde bezahlt.“ Der kollektivvertraglich als Minimum festgelegte Stundenlohn für landwirtschaftliche Arbeiter*innen liegt in Niederösterreich in der Saison 2019 bei 6,46 Euro netto (das entspricht einem Bruttomonatslohn von 1.334,47 Euro). Er wird jedes Jahr für jedes Bundesland neu ausgehandelt. Er ist rechtlich bindend – kein Bauer, keine Bäuerin kann selbst entscheiden, weniger zu bezahlen.

Die Arbeitsverhältnisse, mit denen Violeta P. konfrontiert war, sind in der österreichischen Landwirtschaft kein Einzelfall. Kurz nachdem im Oktober 2013 am Inntaler Familienbetrieb Schotthof 70 von 120 Erntearbeiter*innen die Arbeit niederlegten, um gegen ausstehende Lohnzahlungen zu protestieren (mit Erfolg!), wurde die Sezoni-Kampagne gestartet. Ihr Ziel ist, Erntehelfer*innen in der Durchsetzung ihrer Rechte zu unterstützen. Die Kampagne wird in sechs Bundesländern von Gewerkschafter*innen der

zuständigen Produktionsgewerkschaft PRO-GE, von Aktivist*innen und NGOs getragen. Aktivist*innen gehen regelmäßig auf die Felder und verteilen Infomaterial, um die Arbeiter*innen über ihre Rechte in Kenntnis zu setzen. Mehrsprachige Infohotlines stehen für Nachfragen und rechtliche Unterstützung zur Verfügung, die Öffentlichkeit wird in Form von Texten, Videos und Workshops über die arbeits- und sozialrechtliche Situation der Arbeiter*innen aufgeklärt. Kommt es zu einem Arbeitskampf, wird dieser gerichtlich oder außergerichtlich unterstützt.

In Österreich sind pro Jahr 30. bis 40.000 Arbeiter*innen im landwirtschaftlichen Niedriglohnssektor beschäftigt – die meisten von ihnen im Eferdinger Becken, im Marchfeld und im Inntal, aber viele auch in weniger spektakulären, kleiner strukturierten Anbaugebieten. Ihnen obliegt vor allem manuelle Arbeit, die wenig Ausbildung voraussetzt, so etwa die Pflege und Ernte von Obst und Gemüse. Das bedeutet keineswegs, dass die Arbeiter*innen keine Ausbildung hätten – im landwirtschaftlichen oder auch einem ganz anderen Feld. Seit der österreichische Arbeitsmarkt für alle Unionsbürger*innen mit Ausnahme Kroatiens geöffnet wurde, ist der Anteil der Drittstaatsangehörigen in der landwirtschaftlichen Beschäftigung auf wenige hundert Arbeitnehmer*innen gesunken. Zwar steht landwirtschaftlichen Betrieben nach wie vor die sogenannte „Kontingentbewilligung“ offen, innerhalb derer sie auf sechs Monate begrenzte Beschäftigungsbewilligungen für Drittstaatsangehörige relativ formlos beantragen können, bzw. die „Erntehelferbewilligung“, die für sechswöchige Beschäftigungsverhältnisse gilt; trotzdem kommt der Großteil der landwirtschaftlichen Lohnarbeiter*innen neben Serbien und Bosnien-Herzegowina aktuell aus EU-Ländern wie Ungarn, Rumänien, Bulgarien oder der Slowakei.

Die Grundlage, auf der die Überausbeutung stattfindet, ist das innereuropäische Lohngefälle. Es dient den Arbeitgeber*innen als Rechtfertigung für unterschlagene

¹ Name von der Autorin geändert.

Lohnzahlungen: Das Gehalt sei in Österreich im Vergleich zum Herkunftsland immer noch stattlich. Auf Arbeitnehmer*innenseite führt es in Kombination mit dem Druck, der durch ein großes Arbeitskräfteangebot auf den einzelnen lastet, sehr oft dazu, den Lohnbetrag in Kauf zu nehmen.

Wo „Österreich“ draufsteht, sind nicht automatisch faire Arbeitsbedingungen drin. „Fair Trade“ ist ein Konzept, das im Handel mit dem Globalen Süden etabliert wurde; das „faire Essiggurkerl“ aus Oberösterreich oder der „faire Blaufränkisch“ aus dem Burgenland stehen nicht in den Supermarktregalen. Daran wiederum sind auch die Handelsketten mit ihrer Politik des Preisdrucks (und zwar des Einkaufs-, nicht etwa des Verkaufspreises) beteiligt. Und es bedarf einer ausführlichen Diskussion darüber, ob ein weiteres Label – für fair produzierte Produkte aus Österreich – auf der unübersichtlichen Menge an angebotener Ware im Supermarkt überhaupt eine erstrebenswerte Lösung ist. Hinter einem Label muss eine soziale Bewegung stehen, die dranbleibt, Druck ausübt und prüft, ob die Produktionsbedingungen tatsächlich dem Versprechen des Aufklebers gerecht werden.

Was sind nun aber die gängigsten Arbeits- und Sozialrechtsverletzungen in der landwirtschaftlichen Lohnarbeit? Dass Arbeitnehmer*innen gar nicht bei der Sozialversicherung gemeldet werden, ist aufgrund des Lohn- und Sozialdumping-Bekämpfungsgesetzes und den damit verbundenen finanziellen Risiken seltener geworden. Es wird jedoch sehr häufig Teilzeit angemeldet, obwohl Vollzeit gearbeitet wird. Das könnte den Sozial- bzw. Krankenversicherungsträger*innen auffallen und sie zum Prüfen veranlassen: Eine Teilzeitbeschäftigung in der Erntesaison ist gemessen an der anfallenden Arbeit äußerst unwahrscheinlich. Die zu geringe Meldung bei der Versicherung ist aber sowohl Betrug an den Arbeitnehmer*innen (bedeutend geringere Pension etc.), als auch an der gesamten Gesellschaft (bedeutend geringeres Gesamtvolumen der Versicherungsbeiträge). In vielen Fällen werden die gesetzlichen Höchstarbeits- und Ruhezeiten nicht eingehalten, und Überstunden werden nicht als solche entgolten. Urlaub wird weder in Anspruch genommen noch aliquot ausgezahlt. Die Kosten für Quartier und Verpflegung übersteigen häufig die kollektivvertraglich geregelten Beträge. Die Unterkünfte entsprechen oft nicht den vorgegebenen Mindeststandards, sind nicht heizbar oder überbelegt. Arbeiter*innen berichten, dass ihnen Schutzkleidung und Werkzeug in Rechnung gestellt werden. Manche Arbeiter*innen machen Erfahrung mit Übergriffen, die von Angebrüllt- bis Geschlagenwerden reichen.

Ein viel zu geringer Anteil der Arbeitnehmer*innen ist über den Kollektivvertrag und die Möglichkeit, eine arbeitsrechtliche Vertretung durch Gewerkschaft und Landarbeiterkammern in Anspruch zu nehmen, informiert. Die temporären Arbeitsverträge verlangen den Arbeiter*innen zudem ab, sich so zu verhalten, dass sie ihren Arbeitsplatz auch in der nächsten Saison wiederbekommen: Wer nach Saisonende die Betriebsleitung auf entgangene Löhne klagt oder durchsetzt, dass das Quartier renoviert wird, muss damit rechnen, keine weitere Beschäftigung zu bekommen.

Violeta P. hat ihre Arbeitgeber*innen gemeinsam mit drei Kolleg*innen vor dem Arbeitsgericht in St. Pölten geklagt. „Das hätten wir früher machen müssen, anstatt sieben Jahre lang auf unsere Rechte zu verzichten!“, ist ihr Fazit. Sie hat sich darauf eingelassen, in der folgenden Saison in einer anderen Branche und in einem anderen Land Lohnarbeit suchen zu müssen. Mit Unterstützung der Sezonierte-Kampagne und der Produktionsgewerkschaft haben sich die vier Kolleg*innen auf einen Vergleich mit dem Betrieb im Tullnerfeld geeinigt. Auch wenn die Beweislast ausreichend gewesen wäre, um einen Schuldspruch zu erwirken und den ausstehenden Lohn zur Gänze einzufordern: Arbeitnehmer*innen in Niedriglohnssektoren wie der landwirtschaftlichen Hilfsarbeit haben oft nicht die zeitlichen Ressourcen und die finanziellen Rücklagen, um lange Gerichtsverfahren durchzuhalten – und das ist den Arbeitgeber*innen bewusst. Es braucht daher das gesellschaftliche und gewerkschaftliche Bewusstsein, von welcher Relevanz die Durchsetzung der Rechte marginalisierter Arbeitnehmer*innen für den gesamten Arbeitsmarkt ist, und die entsprechenden finanziellen Mittel, die es diesen ermöglichen, die kostenintensive und risikoreiche Zeit des Rechtsstreits zu überbrücken. Es braucht Konsument*innen, die sich für die Menschen hinter den Produkten interessieren und in solidarischen Austausch mit ihnen treten wollen – sei es beim Spaziergang entlang der Weingärten und Glashäuser oder beim Besuch der Nachbarbäuerin. Und es braucht Bauern und Bäuerinnen, die den Preisdruck des Lebensmittel Einzelhandels nicht an ihre Arbeiter*innen abwälzen, sondern gemeinsam mit ihnen den kleinen, lokalen Aufstand proben – für gesunde Lebensmittel, die zu gesunden Bedingungen produziert werden!

*Lisa Bolyos ist Redakteurin der Wiener Straßenzzeitung Augustin und engagiert sich in der Sezonierte-Kampagne für die Rechte von Erntehelfer*innen in Österreich.*
www.sezoniere.at

Beim Einkaufen die Welt verändern?

Potenziale und Grenzen Kritischen Konsums

Julianna Fehlinger

Lebensmittel direkt vom Hof zu kaufen, am besten noch in Bio-Qualität, zu einem erschwinglichen Preis, einfach und ohne Auto erreichbar. Das wäre schön! Jedoch dominieren Supermärkte und große Verarbeiter*innen den Markt und für die Bauern und Bäuerinnen bleibt oft zu wenig Geld übrig. Als Verbraucher*innen verlieren wir zunehmend den Bezug zu unseren Lebensmitteln und wissen nicht „wo und wie“ diese hergestellt werden. Vor allem in den Städten werden daher alternative Formen der Lebensmittelversorgung wie Einkaufsgemeinschaften – so genannte Food Coops – oder Solidarische Landwirtschaften immer beliebter. Zahlreiche Bauern und Bäuerinnen und ihre Konsument*innen schlagen neue Wege ein; sie schließen sich zusammen, um gemeinsam regionale und biologische Produktion zu stärken.

Probleme sind nur gemeinsam lösbar

Klimakrise und Artensterben sind in aller Munde und es wird zunehmend klar, dass sich zur Lösung dieser Probleme vieles ändern muss – auch in der Landwirtschaft. Viel Verantwortung wird dabei auf die Konsument*innen abgeschoben. Sie sollen beim Einkaufen zu Regional, Bio und Fair Trade greifen, um Mensch und Umwelt zu schonen. Jene, die es sich leisten können, werden damit zu Retter*innen des Planeten, und die anderen – eben nicht.

Auch Bauern und Bäuerinnen stecken in einer widersprüchlichen Situation. Trotz des Trends zu Bio und regionalem Konsum sperren alleine in Österreich immer noch sieben Betriebe pro Tag zu. Auch mit biologischem Anbau bleibt am Ende des Jahres oft zu wenig übrig, um ein entsprechendes Einkommen für die geleistete Arbeit zu erhalten. Die kleinen Betriebe sind vom Druck des „Wachsens oder Weichens“ besonders betroffen. Hinzu kommt für die Landwirt*innen das mulmige Gefühl, dass bald die nächste Auflage droht, die man nicht mehr erfüllen kann. Oder man wird aus anderen Gründen verdrängt oder ausgetauscht, weil beispielsweise einfach zu viel Milch am Markt

ist, oder die Supermarktketten ihr eigenes Gemüse herstellen lassen. Selbst Gestaltungsspielräume für Produkte und Preise zu erlangen, ist für Landwirt*innen heute kaum möglich.

Dass wir diese Missstände nicht als Einzelne beheben können, erscheint völlig klar und einleuchtend. Dennoch wird die individuelle Entscheidung, anders einzukaufen, immer noch als zentrale Lösungsstrategie für beinahe jedes Problem in der Landwirtschaft verkauft – vom Klimaschutz bis zum Bauernsterben: die Konsument*innen sollen bestimmen. Wie kritischer Konsum dennoch wichtige Schritte zu einem sozial gerechteren und ökologisch nachhaltigeren Ernährungssystem setzen kann, wird im Folgenden anhand einiger Beispiele diskutiert.

Zusammenarbeit zwischen Berg und Stadt

Bereits zu Beginn der Bio-Bewegung haben Produzent*innen erkannt, dass die Kooperation mit Konsument*innen ein wichtiger Schlüssel zum Erfolg ist – genauso wie die Zusammenarbeit mit Berufskolleg*innen. Ein leuchtendes Beispiel dafür ist die BerSta, ein bis heute wichtiger Händler von bäuerlichen Produkten aus dem Waldviertel. Bereits 1979 reichten Bergbauern und -bäuerinnen und Handwerker*innen aus dem Waldviertel kritischen Konsument*innen aus Wien die Hand und gründeten -mit Unterstützung der Österreichischen Berg- und Kleinbäuer*innen Vereinigung ÖBV – ein Netzwerk zwischen Berg und Stadt (BerSta). Durch die Ausschaltung des Zwischenhandels sollten die Erzeuger*innen ein gerechtes Einkommen und die Konsument*innen qualitativ hochwertige Produkte zu erschwinglichen Preisen erhalten. Es gelang nur teilweise, die hoch gesteckten Ziele zu verwirklichen. Mit dem Vormarsch und der immer einfacheren Verfügbarkeit von Bioprodukten in den Supermarktketten gerieten Kooperationen wie die BerSta ins Hintertreffen.

Einkaufen abseits des Supermarkts: Food Coops

Einen neuen Schwung der Selbstorganisation kritischer Konsument*innen gelang in den letzten zehn

Jahren durch die Gründung zahlreicher Einkaufsgemeinschaften, sogenannter Food Coops. Die Mitglieder der Food Coops beziehen gemeinsam bio-regionale Lebensmittel von Produzent*innen, mit denen sie in möglichst direktem Kontakt stehen. Gerade für kleinstrukturierte Direktvermarkter*innen stellen diese Einkaufsgemeinschaften eine gute Ergänzung zu Bauernmärkten und Bioläden dar. Über ein Online-Bestellsystem kann jedes Mitglied direkt bei den Erzeuger*innen bestellen. Die Produkte werden anschließend in ein gemeinsames Lager geliefert und von den Mitgliedern selbst abgeholt. Dadurch haben die Produzent*innen eine garantierte Abnahme und gebündelte Bestellungen. Damit dieses System am Laufen bleibt, erfordern Food Coops ein hohes Maß an Engagement von ihren Mitgliedern und fördern so auch die aktive Auseinandersetzung mit der Situation der landwirtschaftlichen Betriebe. Zugleich setzt dieses System viel Zeit voraus, Zeit, die viele Menschen neben Lohnarbeit, Familie und anderen Verpflichtungen nicht aufbringen können. Das Modell ist damit nur bestimmten Gruppen zugänglich.

Sich die Ernte teilen

Ein noch engeres System des Austauschs zwischen Bäuerinnen und Bauern und ihren Abnehmer*innen konnten die Projekte solidarischer Landwirtschaft in den letzten Jahren etablieren. Hier werden die Konsument*innen in die Planung am Hof mit eingebunden und beteiligen sich am finanziellen Risiko des jeweiligen Betriebes. Die Mitglieder – die sogenannten Ernteteiler*innen – vereinbaren zu Beginn der Saison gemeinsam mit den Bauern und Bäuerinnen einen Anbauplan und zahlen einen Anteil der Kosten für die gesamte Produktion. Damit wird nicht mehr für jede Karotte oder jeden Apfel einzeln gezahlt, sondern dafür, dass der Bauer oder die Bäuerin die Früchte anbaut, pflegt und erntet. Viele Ernteteiler*innen arbeiten auch selbst aktiv am Feld mit und lernen die Arbeit in der Landwirtschaft so direkt aus eigener Erfahrung kennen. Die fertigen Produkte werden dann an Verteilstandorte geliefert. Dort holen sich die Konsument*innen ihren Anteil an der Ernte ab. In manchen Modellen kann sich jede*r vor Ort nach eigenem Ermessen, die Lebensmittel aussuchen, die am meisten schmecken – natürlich nur solange auch ausreichend für die anderen übrigbleibt. So wie die Ernte, wird auch das Risiko geteilt. Gibt es etwa noch nicht so viele Erdbeeren, weil die Saison erst gestartet oder ein Schädling die Erdbeeren befallen hat, dann darf sich jedes Mitglied nur einen kleinen Anteil mitnehmen. Läuft das Erntejahr gut, haben alle Mitglieder ihren Anteil am

Überfluss, läuft es nicht so gut, gibt es eben für alle etwas weniger.

Partizipation und Kooperation im Supermarkt

Die Welt des Einkaufens durch kooperative und partizipative Supermärkte zu verändern, ist in Österreich noch weitgehend unbekannt. Das Modell stammt aus den USA; in den letzten Jahren haben auch in einigen europäischen Städten solche Supermärkte eröffnet. Ihre Struktur ist darauf ausgelegt, nicht bloß ein elitärer Club von „guten Einkäufer*innen“ zu sein, sondern möglichst vielen Menschen Zugang zu regionalen, gesunden und biologischen Produkten zu verschaffen. Das Modell ist eine Antwort auf die Beobachtung, dass in Bioläden mit hochwertigen, aber eben auch teuren Produkten vorwiegend gut situierte Konsument*innen einkaufen.

In diesen partizipativen und kooperativen Supermärkten können alle Waren des täglichen Bedarfs ohne Vorbestellung direkt aus den Regalen genommen werden. Voraussetzung für den Einkauf ist nur eine Mitgliedschaft und ein regelmäßiger Beitrag, der sich nach der Höhe des Einkommens richtet. Jedes Mitglied muss zudem einige Stunden pro Monat im Laden mitarbeiten und kann sich auch nicht durch einen höheren Beitrag davon „freikaufen“. Die angebotenen Produkte reichen von konventionell bis biologisch, von Übersee bis Regional und werden nach den Kriterien Bio, Regionalität, Gesundheit, Fair Trade, Geschmack aber eben auch dem Preis nach ausgewählt. Durch die solidarischen Beiträge und die geringen Ausgaben für Löhne gelingt es zum Beispiel, biologisches Gemüse günstiger anzubieten als konventionelle Ware im Supermarkt nebenan.

Beim Einkaufen die Welt verändern?

Durch Einkaufen können wir die Welt verändern, aber eben nicht individuell am Supermarktregal. Die langjährigen Kooperationen in Erzeuger*innen-Verbraucher*innen-Initiativen und jüngere Initiativen wie Food Coops und Solidarische Landwirtschaft haben es einigen Betrieben ermöglicht, jenseits der Devise „Wachsen oder Weichen“ zu überleben. Und sie haben neue Impulse in der Landwirtschaft gesetzt, die zeigen: es geht auch ganz anders. Sie sind Versuchslabore für eine solidarische Zukunft, die heute schon ermöglichen, neue Formen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit auszuprobieren.

*Juliana Fehlinger ist Geschäftsführerin der Österreichischen Berg- und Kleinbäuer*innen Vereinigung – Via Campesina Austria (ÖBV) und aktiv in der Bewegung für Ernährungssouveränität.*

Wissenswertes über Indien

Lage/Fläche

Das Staatsgebiet Indiens umfasst den größten Teil des indischen Subkontinents im Süden Asiens und ist in 29 Bundesstaaten gegliedert. Mit rund 3,3 Millionen Quadratkilometern ist Indien das siebtgrößte Land der Welt und beinahe 40-mal so groß wie Österreich. Im Süden wird Indien vom indischen Ozean umschlossen, im Norden bildet das Himalaya-Gebirge eine natürliche Grenze. Die (nördlichen) Nachbarländer mit Landesgrenzen sind Pakistan, das chinesische autonome Gebiet Tibet, Nepal, Bhutan, Bangladesch und Myanmar (von West nach Ost). Hauptstadt und Regierungssitz ist Neu-Delhi im zentralen Norden des Landes. Die Stadt wurde erst 1911 während der britischen Kolonialzeit angelegt und gehört heute zur Metropolregion Delhi – mit 28,5 Millionen Einwohner*innen aktuell die drittgrößte Metropolregion der Welt.

Geschichte und Politik

1947 erlangte Indien die Unabhängigkeit vom britischen Kolonialreich. Wesentlich dafür war eine starke gewaltfreie Widerstandsbewegung unter Mahatma Gandhi und dem späteren Ministerpräsidenten Jawaharlal Neru. Auf Betreiben der ehemaligen Kolonialmacht wurde die Kolonie Britisch-Indien geteilt, in die säkulare indische Union sowie die islamische Republik Pakistan. 1950 wurde Indien zu einer parlamentarischen Republik mit Mehrparteiensystem. Mit rund 900 Millionen Wahlberechtigten gilt das Land als die größte Demokratie der Welt. Seit 2014 ist der Hindunationalist Narendra Modi Ministerpräsident. Bei den jüngsten Wahlen im April und Mai 2019 konnte er mit seiner Bharatiya Janata Party (BJP) seine Macht festigen.

Bevölkerung, Sprachen und Religionen

Mit einer geschätzten Gesamtbevölkerung von 1,35 Milliarden Menschen ist Indien hinter China der zweit-bevölkerungsreichste Staat der Welt. Rund 66 % der Bevölkerung leben in ländlichen Regionen. Umgekehrt gibt es in Indien aber gleich 5 Mega-Cities mit über 10 Mio. Einwohner*innen. Mit einem Durchschnittsalter von 26,7 Jahren ist Indien ein sehr junges Land, zugleich ist die Lebenserwartung mit 68,8 Jahren relativ gering. In Indien lebt eine Vielzahl ethnischer Gruppen zusammen. Die Verfassung erkennt über 600 ethnische Minderheiten als sogenannte „Scheduled Tribes“ mit spezifischen Rechten an.



© Wikimedia Commons

Entsprechend der Größe und Vielfalt des Landes werden in Indien über 100 verschiedene Sprachen gesprochen. Neben den landesweiten Amtssprachen Hindi und Englisch erkennt die Verfassung 21 weitere Sprachen an, die zum Teil regional als Amtssprache fungieren.

Der Hinduismus ist mit rund 80 % die am weitesten verbreitete Religion, dahinter folgt der Islam mit 14,2 %, 2,3 % sind Christ*innen, 1,7 % Sikhs, 0,7 % Buddhist*innen und 0,4 % Jainas, 0,9 % gehören verschiedenen kleineren Gruppen, z.B. den Adivasi-Religionen an.

Ländervergleich INDIEN – ÖSTERREICH



	INDIEN	ÖSTERREICH
Hauptstadt	Neu-Delhi	Wien
Fläche	3.287.263 km ²	83.871 km ²
Einwohner*innen	1 35 Mrd.	8,75 Mio.
Bevölkerungsdichte	455 pro km ²	106 pro km ²
Human Development Index	Rang 130 von 189	Rang 20 von 189
Lebenserwartung Frauen/Männer	69.1 bzw. 66.2 Jahre	83.5 bzw. 78.4 Jahre
Bruttoinlandsprodukt pro Kopf	1.706 \$	44.857 \$
Geburtenrate	2,4 pro Frau	1,4 pro Frau
Säuglingssterblichkeit	41,3 aus 1.000 Geburten	3,3 aus 1.000 Geburten
Ländliche Bevölkerung	66 %	42 %
Arbeit in der Landwirtschaft	41,6 %	4,2 %
Alphabetisierungsrate	69 %	theoretisch 99,9 %
Frauen im Parlament	11,8 %	34,4 %
Bevölkerungsanteil mit Zugang zu Sanitäranlagen	62,6 % im städtischen bzw. 28,5 % im ländlichen Raum	100 %
Internetnutzer*innen	29,5 %	84,3 %
CO ₂ Emissionen	1,17 Tonnen pro Einwohner*in	6,9 Tonnen pro Einwohner*in

Quellen: <http://data.un.org>, <http://hdr.undp.org/en/data>, <https://data.worldbank.org>, <https://de.statista.com/themen/1274/indien/>

¹ Bis zum Jahr 2013 gab es keine offiziellen Zahlen zu Analphabetismus in Österreich. UNESCO-Schätzungen gingen von rund 300.000 bis 600.000 Menschen aus, die weder lesen noch schreiben können. Schließlich zeigte die OECD-Studie „PIAAC 2011/2012“, dass mehr als 960.000 Erwachsene in Österreich trotz Schulpflicht nur sehr schlecht oder gar nicht lesen können. PIAAC geht jedoch nicht auf die Schreibkompetenz ein.

Adivasi-Kultur und moderner Fortschritt in Indien

Johannes Laping

In der indischen Gesellschaft gibt es quasi unsichtbare Bevölkerungsgruppen, die im öffentlichen Leben und dessen üblicher Darstellung so gut wie keinen Platz haben. Stattdessen wurden und werden sie diskriminiert, unterdrückt, marginalisiert und ausgebeutet. Dies sind zum einen die früher „unberührbar“ Genannten, die sich selbst heute mit dem politischen Namen Dalits, wörtlich „die Unterdrückten“ bezeichnen, und zum anderen die Nachkommen der indigenen Bevölkerung, die sich selbst den politischen Namen Adivasi, wörtlich „die ersten Bewohner*innen“ gegeben haben. Was immer vom Reichtum Indiens erzählt wird: Dieser Reichtum wurde – und dies gilt so bis heute – vor allem von den Angehörigen dieser beiden Gruppen geschaffen, durch schwerste Arbeit und mittels der ihnen geraubten Ressourcen (Land, Wald, Wasser, Bodenschätze). Aber der Beitrag dieser Menschen wurde nie anerkannt und wertgeschätzt. Körperliche Arbeit gilt in Indien als unrein, deswegen wurden und werden diejenigen, die solche Arbeiten ausführen ebenfalls als unrein oder eben „unberührbar“ angesehen. Die indigene Bevölkerung wiederum wurde von den Herrschenden immer nur als „unzivilisiert“, „wild“ und als Hindernis auf dem Weg des nationalen Fortschritts angesehen, bestenfalls noch als Zielgruppe, der Bildung und Entwicklung zu bringen wäre. Heute kämpfen die Dalits und Adivasi um die Anerkennung ihrer Würde und Rechte als Menschen und – besonders im Fall der Adivasi – um die Erhaltung und selbstbestimmte Weiterentwicklung ihrer eigenen Kultur und Lebensweise, welche immer eng mit der Natur verknüpft war.

Adivasi und Dalits

Die Dalits leben in ganz Indien und im Wesentlichen inmitten der indischen Gesellschaft. Doch auch wenn sie überwiegend Hindus sind, werden sie nicht als gleichberechtigte Bürger*innen anerkannt, sie stehen an der untersten Stelle der traditionellen gesellschaftlichen Hierarchie. Aber ohne die Dalits, die die schwersten und dreckigsten Arbeiten (Latrinen reinigen, tote Tiere entsorgen, etc.) verrichten, würde die indische Gesellschaft

überhaupt nicht funktionieren. Die Dalits wünschen sich Anerkennung, Teilhabe und Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der indischen Mehrheitsgesellschaft. Ihre Gesamtzahl liegt heute bei annähernd 200 Millionen.

Die Adivasi, die indigene Bevölkerung Indiens, leben hingegen am Rand der indischen Mehrheitsgesellschaft. Für den Staat und die meisten Inder*innen spielen sie fast keine Rolle, viele wissen nicht einmal, dass sie überhaupt existieren. Die Adivasi haben sich im Prinzip nie einer fremden Herrschaft unterworfen, sondern im Konfliktfall eher zurückgezogen in Regionen, wo sie ungestört mit ihrer eigenen Kultur überleben konnten. Zu dieser besonderen Kultur gehört, dass sie kaum Herrschaftsstrukturen herausgebildet hat, dass Frauen und Männer, Kinder und Alte mehr oder weniger gleichberechtigt am Leben der Gemeinschaft teilnehmen, dass die Menschen sich verantwortlich für die Gemeinschaft und für die natürliche Umgebung fühlen, dass der Reichtum der Natur nicht ausgebeutet, sondern geschützt und gepflegt wird. Auch in ihrem Glauben unterscheiden sich die Adivasi von der Mehrheitsgesellschaft: Zum größten Teil sind sie keine Hindus, sondern haben ihre eigenen, stark naturbezogenen Glaubenswelten.

Die früheren Rückzugsregionen der Adivasi sind diejenigen Gebiete Indiens, die heute noch reich an Wäldern und intakten Gewässern sind. Dies umfasst hauptsächlich Teile der heutigen Bundesstaaten West-Bengalen, Jharkhand, Odisha, Chhattisgarh, Madhya Pradesh, Rajasthan, Gujarat, Maharashtra und Telangana. Doch auch in anderen Bundesstaaten leben noch kleinere Reste der Adivasi-Bevölkerung, die Gesamtzahl liegt bei etwa 100 Millionen.

Die Rückzugsgebiete der Adivasi sind reich an Rohstoffen

Im Grunde leben uns die Adivasi vor, wie auch wir verantwortlich füreinander und für unsere Umwelt leben könnten. Doch ihre historische Erfahrung ist eine andere: Die Regionen, in welche sich die Adivasi zurückgezogen haben, weckten immer schon die Begehrlichkeit der Herrschenden. Im Kleinen

ging es dabei vorrangig um Land, das Adivasi-Gemeinschaften für sich urbar gemacht hatten und dass sich die lokalen Mächtigen mit räuberischen Mitteln aneigneten. Im Großen aber wurden und werden sie durch feudale, koloniale, demokratisch-gesetzliche und zuletzt durch die neoliberale Besitzergreifung enteignet. Ihr angestammtes Recht am Land, das sie seit Generationen bebauen, wird vom modernen Staat nicht anerkannt. Insbesondere seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts – mit der beginnenden Industrialisierung Indiens – sehen die Herrschenden den Wald nicht als erhaltenswerte Natur, sondern sie sehen nur den Rohstoff Holz: als Baumaterial, als Rohstoff für die Papierherstellung etc. Gewässer haben nun der Versorgung von Industrieanlagen und Städten und der Stromerzeugung zu dienen. Unter der Erde liegende Bodenschätze wie Kohle, Eisenerz, Bauxit, Uran u.a. werden rücksichtslos ausgebeutet. Die Tatsache, dass in den Gebieten reale Menschen leben, ist für Industrieunternehmen und sogar den indischen Staat selbst kein Grund innezuhalten. Die fortschreitende und gewollte Industrialisierung des Landes erfordert immer mehr Rohstoffe, und die großen Akteur*innen dieses Prozesses greifen immer rücksichtsloser zu. Während die Regierungen diese Maßnahmen als Fortschritt, Modernisierung oder Entwicklung propagieren, führen sie für die Adivasi zum Verlust ihres angestammten Landes, zur Zerstörung der natürlichen Grundlagen ihres Lebens und damit auch ihrer Kultur, ihrer politischen Strukturen und ihres Gemeinschaftslebens. Die gesetzlich vorgeschriebene Entschädigung der Betroffenen wird nur selten ordnungsgemäß ausgezahlt. Selbst dann ist dies oft nur ein geringer Geldbetrag, meist weit unter dem realen Wert des enteigneten Landes. Die gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Besonderheiten der Adivasi-Gemeinschaften können damit nicht erhalten werden.

Adivasi und Bergbau in den Projektgebieten der Katholischen Frauenbewegung

Besonders in den Bundesstaaten Jharkhand, Chhattisgarh und Odisha im zentralen und östlichen Indien sind diese Zusammenhänge sichtbar: Sie verfügen über ausgedehnte Waldgebiete, sind reich an Bodenschätzen und haben einen vergleichsweise hohen Anteil an Adivasi-Bevölkerung.

In der Region des heutigen Jharkhand hat es seit dem 18. Jahrhundert zahlreiche Aufstände der Adivasi gegeben, die sich gegen den Raub an ihrem Wald und Land zur Wehr setzten. In Jharkhand, einem der Kerngebiete der Adivasi, entstand Anfang des 20. Jahrhunderts das erste große indische Stahlwerk. Was aus den Menschen geworden



ist, die dort gelebt hatten, wo sich heute die Stadt Jamshedpur, Stammsitz des Unternehmens Tata, ausbreitet, ist unbekannt. Das Eisenerz für dieses Werk kommt bis heute aus einer Tata gehörenden Erzlagerstätte im Saranda-Urwaldgebiet an der Südgrenze von Jharkhand. Satellitenaufnahmen zeigen viele weitere Abbaustätten in dieser Region, erkennbar durch die rote Farbe des im Tagebau gewonnenen Erzgesteins. Hier hatte 1899-1900 der letzte große Aufstand der Adivasi seinen Anfang genommen. Bis heute haben sich die hier lebenden Adivasi ein besonders starkes Unabhängigkeitsbewusstsein bewahrt. Die Organisation BIRSA – eine Projektpartnerin der Katholischen Frauenbewegung – unterstützt sie bei ihrem Widerstand gegen die Bergbauindustrie.

Bereits während der britischen Kolonialherrschaft begann Kohleabbau in großem Maßstab im Gebiet des heutigen Jharkhand. Seit den 1980-er Jahren findet dieser hauptsächlich im mechanisierten Tagebauverfahren statt. Dies bedeutet, dass riesige Flächen von Wald und fruchtbaren Landes zwangsenteignet und für immer zerstört werden – durch staatliche Kohleunternehmen, zum Teil mit Förderung der Weltbank, aber auch durch private Unternehmen, die sich um die sozialen, ökonomischen und kulturellen Auswirkungen ihres Handelns in keiner Weise kümmern. Einer der heutigen Brennpunkte des Kohletagebaus ist das Karanpuratal, in dem nach vorliegenden Plänen eine weiträumige Zerstörung nicht nur der Lebensgrundlagen zahlreicher Dalit- und Adivasi-Gemeinschaften, sondern auch einer uralten Kulturlandschaft die Folge sein wird, bzw. schon ist. Hier setzt sich die KFB-Partnerinnenorganisation CASS gemeinsam mit den Betroffenen für den Aufbau agrarökologischer Lebensgrundlagen ein.

Johannes Laping ist Indologe und Autor und engagiert sich seit vielen Jahren in der Adivasi-Koordination Deutschland.

Staubiger Rest des Fortschritts

Gedichte aus Jharkhand

Jacinta Kerketta, geboren 1983, ist Dichterin und freiberuflich als Journalistin und im Bereich Bildung und Soziale Arbeit tätig. Sie ist eine Nachkommin der Adivasi und wuchs im Dorf Khudpos, am Rande des großen Saranda-Waldgebietes, an der Grenze zwischen den Bundesstaaten Jharkhand und Odisha auf. In ihren Gedichten thematisiert sie die tiefe Verbundenheit der Adivasi-Gemeinschaften mit ihrem Land, ihren Wäldern und Gewässern und deren Kampf gegen die Zerstörungen der Bergbauindustrie. Wir danken der Autorin für die Abdruckrechte!

Staubiger Rest des Fortschritts

Leben geht mit Husten durch die Zeit,
Staub, der von „Entwicklung“ übrig bleibt.
Lebenszeit und Herzschlag kurz geworden.
Augen zählen
Hoffnungstage, die noch bleiben.

Schritte finden keine Felder mehr.
Füße haben sich daran gewöhnt,
Lastwagen hinterher zu rennen,
die mit Kohle voll geladen
aus den PANEM-Gruben¹ fahren.

Lange hat der Spaten
auf des Bauern Schulter schaukelnd
dessen Lied nicht mehr gehört.
Still und leise schleicht der Bauer
aus der Hütte
wie ein Dieb.

Träume werden jede Nacht
platt gefahren
von den Lastern aus dem Nichts.
Rechnereien,
Trost mit hoher Stimme,
Reden vom Wert des Lebens.
Und so manches Leben
geht im Trubel unter.

Wie steht's mit Entschädigungen,
fragt die Ehrlichkeit von irgendwo.
Und die alte Weisheit
gibt aus einer Ecke diese Antwort:
Leben geht mit Husten durch die Zeit,
Staub, der von „Entwicklung“ übrig bleibt.
Lebenszeit und Herzschlag kurz geworden.
Augen zählen
Hoffnungstage, die noch bleiben.

Aus: Kerketta, Jacinta (2018): *Glut*, S. 82-85.

Reis im lehmgefassten Feld

Und immer wieder brennt
das Bild in Phûlôs Hirn
wie heißer Sand:
zu sehen wie die Saat im Feld
nach leichtem Regen sprießt.

Ein kleines Stück Papier in ihrer Hand,
steht Sâlôs Mutter da am Stauseeufer
mit wildem Blick nach ihren Feldern suchend,
bei jedem neuen Regen – wie verrückt.

Die Stadt erstrahlt im Lichterglanz,
seitdem der Staudamm da ist.
Doch sie erschrickt vor ihrem eignen Schatten,
den nur der Schein ihrer Laterne in die dunklen Nächte wirft.

Sômâ ist hungrig, heute ... immer.
Aus seinen Feldern wurden endlos große Seen.
Nur Knochen noch sein Körper,
nichts als ein Käfig seiner ausgezehrten Innereien.

Ein Damm hält noch die Tränen,
ein Damm hält noch den Zorn zurück.
Diese Dämme werden eines Tages brechen,
wenn auch der Aufstand losbricht mit Getöse,
mit frisch gebrochenen sâkhû-Zweigen² oben von den Bergen.
Dann werden jene Mächte, die so viel zerstörten, untergehen,
und die Körner werden unbekümmert reifen,
zu neuen Ernten frischen Reises,
in den befreiten Feldern, neu eingefasst mit Lehm.

Aus: Kerketta, Jacinta (2018): *Glut*, S. 70f.

Anstrengung

Ein Eichhörnchen – ist wie die Eichhörnchen eben,
Ein Schmetterling – wie Schmetterlinge, die schweben.
Nur der Mensch, um Mensch zu sein,
Müht sich ab – er allein.

Aus: Kerketta, Jacinta (2018): *Tiefe Wurzeln*, S. 136f.

Jacinta Kerketta (2018): *Glut*. Gedichte Hindi/Deutsch. Aus dem Hindi ins Deutsche übertragen und nachgedichtet von Brigitte Komarek-Chhabra und Johannes Laping. Heidelberg: Draupadi Verlag.

Jacinta Kerketta (2018): *Tiefe Wurzeln*. Gedichte Hindi/Deutsch. Aus dem Hindi ins Deutsche übertragen und nachgedichtet von Vijay K. Chhabra, Brigitte Komarek-Chhabra und Johannes Laping. Heidelberg: Draupadi Verlag.

¹ PANEM ist ein indisches Unternehmen, das gegen den Widerstand der Adivasi im Nordosten Jharkhands ein großes Kohletagebauprojekt aufgebaut hat.

² Der sâkhû ist ein weit verbreiteter Baum in Nordindien, der auf vielfältige Weise genutzt wird und in der Kultur der Adivasi große Bedeutung hat.

Die Wunden heilen

Das Frauenprojekt CASS

Auf Deutsch heißt Hazaribagh „Garten der tausend Bäume“. Mit diesem wunderbar klingenden Namen hat das Gebiet im Norden des Bundesstaates Jharkhand nicht mehr viel gemein. Dutzende Kohlegruben, die im umweltschädlichen Tagbauverfahren den Brennstoff für die Industrialisierung Indiens liefern, haben weite Teile der Gegend in eine Mondlandschaft verwandelt. Für den Bergbau werden Bauernfamilien von ihren Äckern vertrieben, Wälder gerodet und Flüsse verschmutzt. Diese natürlichen Ressourcen sichern aber nicht nur die Lebensmittelversorgung in der Region, sie bilden auch die Grundlage der kulturellen Traditionen und Heilpraktiken der hier lebenden Adivasi-Gemeinschaften – der indigenen Bevölkerung Indiens. „Ohne Land gibt es keine Landwirtschaft, ohne Wälder kann die Ernährung nicht gesichert werden, ohne Wasser ist Leben unmöglich – ohne eine intakte Umwelt sind die Menschen hier wie Fische ohne Wasser“ resümiert Schwester Bina Stanis. Die 56-jährige leitet die Organisation CASS – eine Projektpartnerin der Katholischen Frauenbewegung. CASS, was übersetzt soviel wie „Landwirtschaft“ bedeutet, wurde 1981 auf Initiative des Ordens der Missionsärztlichen Schwestern und lokaler Aktivist*innen gegründet – ursprünglich mit dem Ziel, Gesundheitsdienste anzubieten. Mittlerweile hat die Orga-

nisation eine politischere Richtung eingeschlagen und setzt sich heute neben der medizinischen Arbeit vor allem für die Rechte der Bevölkerung auf ihre natürlichen Ressourcen ein. Schwester Bina arbeitet seit rund 20 Jahren für CASS, die religiöse Laufbahn wurde ihr gleichsam in die Wiege gelegt. Bina stammt aus Tamil Nadu im Süden Indiens; das Ordensleben hat in ihrer Familie Tradition und so schickten ihre Eltern auch sie in eine Klosterschule. Doch schockiert von der unbarmherzigen und strengen Erziehung, die sie dort erlebte, ging sie als junge Erwachsene in die Mission, um in der Arbeit mit ländlichen Randgruppen eine andere Form der Religiosität kennenzulernen. Ursprünglich sollte sie Ärztin werden, doch sie erkannte rasch, dass sich die Leiden der Menschen nicht allein medizinisch lösen lassen. Um echte Heilung zu bringen, so ist Bina überzeugt, müssen die Probleme an der Wurzel gepackt werden. Es geht nicht nur um die Behandlung von Krankheiten, sondern um die Überwindung der strukturellen Ursachen von Ausbeutung, Unterdrückung und Ausgrenzung.

In den Dorfgemeinschaften von Hazaribagh hat der Bergbau tiefe Wunden hinterlassen – vor allem die Frauen sind betroffen. Denn sie sind in ihren Familien für die Ernährung verantwortlich und damit die ersten, die Opfer bringen müssen, um die

CASS auf einen Blick

Name	CASS – Landwirtschaft Chotanagpur Adivasi Seva Samiti – Solidargemeinschaft der Adivasi von Chotanagpur
Gründungsjahr	1981
Projektpartnerin der kfb seit	2013
Projektgebiet	18 Dörfer in den Distrikten Hazaribagh und Ramgarh im Bundesstaat Jharkhand, im Nordosten Indiens
Zielgruppe	Vorrangig Mädchen und Frauen aus den lokalen Adivasi-Gemeinschaften. Direkte Arbeit mit: - 1500 Frauen und 500 Mädchen Indirekt profitieren rund 30.000 Dorfbewohner*innen
Problemgebiete	- Bergbau (Kohle) → Vertreibung + Zerstörung natürlicher Lebensgrundlagen (Land, Wasser, Wälder) - Mehrfachbelastung von Frauen → stressbedingte Erkrankungen - Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen
Ziele	Stärkung von indigenen Frauen und Mädchen und Aufbau einer nachhaltigen Ernährungs- und Gesundheitsversorgung, basierend auf natürlichen Ressourcen, indigenem Wissen und Selbstverwaltung
Aktivitäten	- Aufbau und Begleitung von Selbsthilfegruppen für Frauen und Mädchen - Fortbildungen, Veranstaltungen und Gruppenaktivitäten zur Stärkung von Führungsqualitäten, des Selbstbewusstseins und Zusammengehörigkeitsgefühls von Frauen und Mädchen - Ganzheitliche Gesundheitszentren und -trainings - Fortbildungen in ökologischer Landwirtschaft - Aufbau von Modellgärten, Bau von Geröllsperrn und Bewässerungsanlagen

nötigsten Dinge des täglichen Lebens zu beschaffen. Weil die Erträge des eigenen Ackers oft nicht mehr ausreichen, haben viele Frauen begonnen, sich als



© CASS



© CASS

Tagelöhnerinnen auf Baustellen und in Kohlegruben zu verdienen. Daneben leisten sie weiter ihre Aufgaben im Haushalt, in der Pflege und Sorgearbeit und der familiären Landwirtschaft. Die Frauen stehen unter ständigem Druck; dementsprechend haben stressbedingte Erkrankungen, Alkoholismus und psychische Leiden in den letzten Jahren dramatisch zugenommen.

CASS hat rund 40 Selbsthilfegruppen für Frauen und 3 Gesundheitszentren aufgebaut, um die Menschen in dieser schwierigen Situation zu unterstützen. In der Gesundheitsarbeit von CASS geht es aber um weit mehr, als die richtige medizinische Behandlung.

Denn Gesundheit ist in ihrem Verständnis eben nicht nur die Abwesenheit von Krankheit, sondern ein Zustand vollständigen körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens. In diesem Sinne zielen die Gesundheitszentren und Selbsthilfegruppen auf eine umfassende Heilung der verwundeten Dorfgemeinschaften. Sie sind Orte der Gemeinschaft, an denen Dorfbewohner*innen zur Ruhe kommen, eine Pause von ihrem stressigen Alltag nehmen, sich über Probleme austauschen und gemeinsam Strategien entwickeln. Sie sind auch Orte des Lernens, die Informationen zur Gesundheitsvorsorge bieten, aber auch über die Hintergründe und Konsequenzen des Bergbaus aufklären. Und sie sind Orte der Stärkung, in denen Frauen an Selbstbewusstsein gewinnen, ihre Rechte kennenlernen und so den Kreislauf des Schweigens und der Unterordnung durchbrechen. Besonders wichtig ist dabei, den Stolz auf die eigene Identität als Indigene und Frauen wiederzugewinnen. Jahrelang haben die Adivasi-Frauen nur gehört, dass ihr eigenes Wissen, ihre Anbaumethoden und kulturellen Praktiken unnützlich seien und schuld an ihrer schwierigen Lage. Dabei könnte die indische Mehrheitsgesellschaft viel von diesen Traditionen lernen: „Ihre bescheidene Lebensart, ihre bedingungslose Liebe zu den Kindern und die Solidarität mit ihren Mitmenschen stehen in Kontrast zur westlichen, modernen Welt“, meint Bina Stanis. Zudem haben die Adivasi über Generationen hoch effektive Systeme und Techniken entwickelt, um die Grundbedürfnisse des

Lebens gut und ökologisch nachhaltig sicherzustellen. Das gilt besonders für die Landwirtschaft, die für CASS ein Schlüsselement im Aufbau selbstbestimmter, lebensbejahender Gemeinschaften ist: Sie macht die Menschen unabhängig von der belastenden Arbeit im Bergbau. „Die Lebensmittel selbst auf den eigenen Feldern zu ziehen ist eine Quelle von Sicherheit, Freiheit und Stärke“, stellt Bina fest. Zum anderen fließen hier die traditionellen Tätigkeitsbereiche von Frauen und Männern zusammen – „Landwirtschaft ist Teamwork“: Die Arbeit auf dem Feld funktioniert nur, wenn alle gemeinsam anpacken, sich unterstützen und zusammenhalten. Sie ist die wichtigste Lebensgrundlage der Familien und damit auch die Basis für eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse: Sie ist der Bereich, in dem die Familien zu einer gerechten Aufgabenteilung und zu Beziehungen auf Augenhöhe gelangen können. CASS hat daher begonnen, das alte Wissen auszugraben und traditionelle Anbaumethoden wiederzubeleben. Multiplikator*innen erlernen die Produktion von natürlichem Dünger und Saatgut und gemeinsam errichten die Dorfbewohner*innen traditionelle Steindämme zum Schutz vor Bodenerosion und zur Bewässerung ihrer Felder. Angeregt von diesen Initiativen haben mittlerweile zahlreiche Familien kleine Küchengärten angelegt und konnten damit ihre Ernährungs- und Gesundheitssituation erheblich verbessern.

Eine dieser Multiplikator*innen ist Mariam Soren. Bereits mit 12 Jahren verlor sie ihre Mutter. Danach musste sie die Schule abbrechen, um im Haushalt mitzuhelfen und arbeitete daneben als Tagelöhnerin. Vor rund 20 Jahren besuchte die heute 45-jährige zum ersten Mal eine der Selbsthilfegruppen von CASS. Durch den Austausch und die Gemeinschaft mit den anderen Frauen gewann sie an Selbstvertrauen und sie fasste Mut, entschlossen für ihre Anliegen einzutreten. Auch die Beziehung zu ihrem Mann hat sich dadurch verbessert. Mittlerweile beteiligen sich alle Familienmitglieder an der Hausarbeit, damit Mariam sich ihren Aktivitäten im Dorf widmen kann. Heute leitet sie mehrere Selbsthilfegruppen und ist für ihre Expertise in Gesundheitsfragen weithin anerkannt. Sie klärt die Dorfbewohner*innen über die falschen Versprechungen der Bergbauindustrie auf, unterstützt sie in ihren alltäglichen Problemen und bewirtschaftet ihren eigenen kleinen Küchengarten. Das Leben hat Mariam gelehrt, Rückschlägen und Herausforderungen mit Mut und Zuversicht zu begegnen. Diese Erfahrung gibt sie heute weiter, um die Hoffnung und Widerstandskraft in den Dorfgemeinschaften Hazaribaghs zu nähren.

Vereint zur Verteidigung des Lebens

Das Frauenprojekt BIRSA

Bis 2014 führte Santi Tiriya mit ihrem Mann und den beiden Kindern ein recht ruhiges und unspektakuläres Leben im Dorf Kutingta, nahe der Stadt Noamundi im Bundesstaat Jharkhand im Nordosten Indiens. Heute ist die 39-Jährige eine wichtige Anführerin im Kampf für Frauenrechte und die Anliegen der indigenen Adivasi-Gemeinschaften. Santi ist Aktivistin in der Organisation BIRSA, einer Projektpartnerin der Katholischen Frauenbewegung. Dieser Wandel begann vor rund 6 Jahren, als kaum einen Kilometer von Santis Dorf ein Bergbauprojekt zum Abbau von Eisenerz eröffnet werden sollte. Das Abbaugelände befand sich inmitten einer vielfältigen Naturlandschaft und hätte vor allem den örtlichen Fluss, der die wichtigste Lebensader der umliegenden Dörfer bildet, dauerhaft zerstört. Daher organisierten Santi und weitere Dorfbewohner*innen Widerstand, hielten Versammlungen ab, organisierten Blockaden. Durch hartnäckigen Einsatz und Zusammenhalt gelang es schließlich tatsächlich, das Projekt zu verhindern.



© Eva Wallensteiner / Eddy Kujur



© Eva Wallensteiner / Eddy Kujur

Geschichten wie diese gibt es viele in den Blocks Noamundi und Jagannathpur an der südlichen Grenze Jharkhands. Bereits um 1920 hat die erste Eisenmine in der Gegend eröffnet; seit zur Jahrtausendwende die gesetzlichen Regulierungen gelockert wurden und die internationalen Rohstoffpreise angezogen haben, greift der Bergbau immer weiter um sich – mit fatalen Folgen für Mensch und Umwelt. Zum einen werden Familien direkt umgesiedelt oder vertrieben, um Platz für die Minen zu schaffen. Zum anderen zerstört der Tagebau Land, Wälder und Gewässer und damit die Lebensgrundlagen der ansässigen Dorfgemeinschaften, die auf eine intakte Umwelt angewiesen sind.

Vor diesem Hintergrund wurde 1990 das „Bindrai Institute for Research and Study“ (BIRSA) gegründet, mit dem Ziel, sich der Unterdrückung der Adi-

vasi und der Ausbeutung der natürlichen Ressourcen in Jharkhand entgegenzustellen. Die 55-jährige Ajitha George ist die Generalsekretärin der kfb-Partnerinnenorganisation. Sie wuchs in einer gut situierten, gebildeten Familie in Kerala im Süden Indiens auf. Als sie Anfang der 1990er Jahre nach Jharkhand kam war sie beeindruckt, nicht nur vom Widerstandsgeist und Zusammenhalt der Menschen, sondern auch von der Kultur der Adivasi: „Eigentlich ist die Art und Weise, wie die Adivasi in Gemeinschaft miteinander und mit der Natur leben, der städtischen, ‚gebildeten‘ Kultur, in der ich aufgewachsen bin, deutlich überlegen“. Allerdings sei diese Denk- und Lebensweise heute bedroht von den Profitinteressen der Bergbauindustrie und einer aggressiven Mehrheitskultur, in der die Adivasi nur als Hindernisse auf dem Weg zu nationalem Fortschritt gelten. Hier sieht Ajitha ihre zentrale Aufgabe: „Mein Bestreben war und ist, den Dorfbewohner*innen verständlich zu machen, was um sie herum passiert und die Kräfte zu erkennen, die versuchen ihnen ihr Land, ihre Wälder und andere Ressourcen wegzunehmen“.

Zu diesem Zweck reaktiviert und unterstützt BIRSA die sogenannten Gram Sabhas, die traditionellen Dorfräte. Diese verfügen in der indischen Verfassung über umfangreiche Rechte und wurden so zu wichtigen Knotenpunkten im Widerstand gegen den Bergbau. Zudem hat die Organisation über 30 Frauenkomitees und knapp 10 Mädchengruppen aufgebaut. Sie bilden Basis und Herzstück des Projekts. Hier tauschen sich die Frauen aus, diskutieren über ihre alltäglichen Probleme und entwickeln gemeinsam Lösungsstrategien. So bleibt die Organisation unmittelbar an die Bedürfnisse und Anliegen der Dorfbewohner*innen angebunden: Bei BIRSA werden alle wichtigen Entscheidungen gemeinschaftlich getroffen und fast alle Mitarbeiterinnen stammen selbst aus den Frauenkomitees. Durch die regelmäßigen Treffen gewinnen die Teilnehmerinnen an Stärke und Selbstbewusstsein, sie besuchen Schulungen zu ihren Rechten und politischen Hintergründen und reifen so zu lokalen Führungspersonen, die sich aktiv in die Dorfgemeinschaft einbringen und entschlossen für ihre Anliegen als Adivasi und als Frauen eintreten.

Neben dieser politischen Arbeit treibt BIRSA den Aufbau eigenständiger Lebensgrundlagen in den Dörfern voran. Denn durch die Zerstörungen der Bergbauindustrie, aber auch den fortschreitenden Klimawandel sind die traditionellen Strukturen zur Ernährung und Gesundheitsversorgung zunehmend aus der Balance geraten. Und von einer funktionierenden staatlichen Infrastruktur – etwa im Gesundheitsbereich – ist das Gebiet weit entfernt. Die meisten Dorfbewohner*innen leben von ihrem eigenen kleinen Acker und dem, was die Wälder und Flüsse der Umgebung hergeben. Mit dem Verlust von Land und der fortschreitenden Verschmutzung und Zerstörung der natürlichen Umwelt, ist die Selbstversorgung mit Lebensmitteln aber immer schwieriger geworden. Zugleich lockt die Agrarindustrie mit hybridem Saatgut, Düngemitteln und Unkrautvernichtungsmitteln – Technologien, die zwar rasche Produktionssteigerungen und Einnahmen versprechen, die Menschen aber zugleich in die Abhängigkeit von Marktpreisen und Agrarkonzernen treiben und die Böden langfristig zerstören. Demgegenüber stärkt BIRSA die traditionellen und lokal angepassten Anbauformen und ergänzt diese behutsam mit neueren Technologien, um gegen sich ändernde Bedingungen gewappnet zu sein. Neben landwirtschaftlichen Trainings werden etwa Modellfarmen und Tauschbörsen für natürliches Saatgut aufgebaut – Saatgut, das von den Menschen selbständig vermehrt werden kann und somit eine wichtige Basis für ein unabhängiges Ernährungssystem bildet.

Die Umweltzerstörung hat auch zu gesundheitlichen Problemen, etwa Malaria, Anämie, Durchfallerkrankungen und einem Anstieg der Kinder- und Müttersterblichkeit geführt. BIRSA tritt dem mit eigenen Gesundheitszentren entgegen, in denen die traditionelle Adivasi-Medizin wiederbelebt und gestärkt wird. Lokal verankerte Gesundheitsarbeiter*innen klären in den Dörfern präventiv über Risiken auf, behandeln Erkrankte und produzieren pflanzliche Arzneimittel aus den Kräutern der umliegenden Wälder. Eine dieser Gesundheitsarbeiterinnen ist die 32-jährige Raimuni Boipai. Sie nahm bereits als Mädchen an einem Medizintraining von BIRSA teil und entdeckte rasch ihre Leidenschaft für diese Arbeit. Heute ist sie eine erfahrene Hebamme, die in den letzten Jahren rund 150 Geburten erfolgreich begleitet hat. Die ganzheitliche Gesundheitsversorgung von BIRSA zeigt beeindruckende Resultate. So konnte die Malaria mittlerweile erheblich zurückgedrängt werden und die Anämieerkrankungen unter Frauen sanken von 48,5 % auf 8,8 %.

Im Rückblick ist Ajitha glücklich über all die Früchte ihrer Arbeit, doch sie bleibt wachsam. Der Zusammenhalt und Einsatz der Bewohner*innen ist nötiger denn je, um das dörfliche Leben gegen den ungebrochenen Rohstoffhunger der Bergbauindustrie zu verteidigen: „Die Samen, die wir gemeinsam gesät haben sind zu Pflanzen gewachsen, aber sie brauchen noch Zeit und viel Nahrung, um zu starken Bäumen zu werden“.

BIRSA auf einen Blick

Name	Bindrai Institute for Research, Study and Action – Bindrai Institut für Forschung, Fortbildung und Aktion
Gründungsjahr	1990
Projektpartnerin der kfb seit	2010
Projektgebiet	45 Dörfer in den Blocks Naomundi und Jagannathpur im Bundesstaat Jharkhand, im Nordosten Indiens
Zielgruppe	Vorrangig Mädchen und Frauen aus den lokalen Adivasi-Gemeinschaften. Direkte Arbeit mit: - 534 Frauen und 154 Mädchen - 509 Mitgliedern in Dorfräten Indirekt profitieren rund 12.000 Dorfbewohner*innen
Problemgebiete	- Bergbau (Eisenerz) Vertreibung + Zerstörung natürlicher Lebensgrundlagen (Land, Wasser, Wälder) - unzureichende (staatliche) Gesundheitsversorgung - Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen - Konflikt zwischen Regierung und maoistischen Untergrundgruppen
Ziele	Verbesserung der Ernährungs- und Gesundheitssituation und Stärkung von indigenen Frauen in ihrem Kampf gegen Ausgrenzung und Diskriminierung
Aktivitäten	- Fortbildungen in ökologischer Landwirtschaft - Aufbau von Saatgutbanken und Modellfarmen - Trainings und öffentliche Kampagnen zur Gesundheitsvorsorge - lokale Versorgung mit pflanzlichen Medikamenten und medizinischer Betreuung - Aufbau und Begleitung von Frauen- und Mädchengruppen sowie Dorfräten - Trainings für weibliche Führungspersonen - Fortbildungen und Rechtshilfe zu Indigenen- und Frauenrechten

Methoden für Gruppen

Einstieg ins Thema (+optional Abschluss):

Die Saat säen

Für Gruppen von Jugendlichen und Erwachsenen

Dauer: ca. 30 Minuten

Ziel dieser Methode ist es, an die Vorerfahrungen der Teilnehmer*innen zum Thema „Ernährungssouveränität“ anzuknüpfen und Ziele für die weitere Auseinandersetzung zu formulieren. Zum Abschluss können Lerneffekte und Veränderungen durch das Erfahrene reflektiert werden.

Material: Flipchart mit Skizze der Keimungsstadien (siehe Foto), Post-its, Stifte

An der Wand hängt das Flipchart mit den Keimungsstadien. Die/der Leiter*in erklärt die Stadien der Pflanzenkeimung. Diesen entsprechen jeweils bestimmte Stadien in der Beschäftigung mit dem Thema. Je nach dem Stadium des eigenen „Ernährungswissens“ klebt jede*r Teilnehmer*in nun ein Post-it mit dem eigenen Namen an die entsprechende



Stelle der Keimungsskizze, begründet die eigene Positionierung und formuliert Fragen, Ziele und Vorsätze für die weitere Beschäftigung.

Am Ende des Programms können die Teilnehmer*innen ihre Positionierung auf der Keimungsskizze verändern und über Gelerntes, veränderte Perspektiven, neue Fragen und Vorhaben berichten.

Inhaltlicher Einstieg: Thesendiskussion

Nach einer Idee von Gabriele Lindner,

Katholische Sozialakademie Österreichs

Für Gruppen von Jugendlichen und Erwachsenen

Dauer: ca. 45 Minuten, je nach Gruppengröße

Diese Methode eignet sich als inhaltlicher Einstieg ins Thema. Mit ausgewählten Thesen werden unterschiedliche Aspekte aufgemacht. Die Teilnehmer*innen erhalten die Möglichkeit, persönliche Erfahrungen, Zugänge, Meinungen und Fragen auszutauschen.

Teilnehmer*innenzahl: zumindest 10

Material: Thesen auf Kärtchen gedruckt (ev. mehrere Exemplare pro Kleingruppe), Kärtchen für Stichworte, Stifte, Pinnwand

Zunächst werden die Teilnehmer*innen in Gruppen (ca. 2-5 Personen) aufgeteilt und erhalten je eine These zum Diskutieren. Dafür die Kärtchen mit den Thesen auf die Sessel verteilen. Pro Kleingruppe sollte nur ein Kärtchen aufgelegt werden, die nötige Anzahl an unterschiedlichen Thesen hängt von der Gruppengröße ab.

Nun werden die Teilnehmer*innen auf ihre Plätze gebeten. Jene Teilnehmer*innen, die auf ihrem Platz eine Thesenkarte vorfinden, suchen sich 1-4 weitere Personen. Die so entstandenen Gruppen erhalten nun ca. 15 Minuten Zeit, um ihre These zu diskutieren. Zentrale Aspekte, Argumente und Fragen werden auf Kärtchen notiert. Anschließend wird jeweils eine Person aus den Gruppen gebeten, die Ergebnisse der Diskussion kurz zu präsentieren (ca. 3 bis 5 Minuten pro Gruppe). Die/der Workshopleiter*in oder eine Person aus der Gruppe pinnt die Stichwort-Kärtchen auf die Pinnwand, die auch nach Themenbereichen geclustert werden können.

Stadien der Keimung	Stadien des „Ernährungswissens“
Aussaat: für eine erfolgreiche Saat braucht es die richtige Lage. Der Boden muss vorbereitet sein.	Ich habe bereits eine Vorstellung vom Thema, kenne einige Begriffe und Erklärungen. Der Boden zur weiteren Auseinandersetzung ist vorbereitet.
Quellung: die Saat nimmt Wasser auf. Es entsteht hoher Druck in der Samenschale, der diese schließlich sprengt. Dafür braucht sie Licht oder Wärme.	Ich habe schon mehr zum Thema gehört, gelesen und es interessiert mich brennend. Ich habe Feuer gefangen.
Keimwurzel: die Keimwurzel bildet sich in den Boden hinein, Wurzelhaare entstehen. Die Pflanze beginnt sich zu verankern und die Aufnahme von Wasser und Mineralsalzen aus dem Boden ist gesichert.	Aus meinem Selbstverständnis heraus, dem Einsatz für eine gerechtere Welt, der mich nährt, bin ich bereit mehr zu tun und möchte mich vertiefen.
Streckungswachstum: die Sprossachse entwickelt sich. Gebeugt und geschützt von den Keimblättern, streckt sich der Vegetationskegel nach oben.	Ich will mit meiner Beschäftigung nicht mehr nur für mich bleiben, sondern diese nach außen tragen und Konsequenzen daraus ziehen – auch wenn das heißt mein eigenes Verhalten zu ändern.
Erstarkungswachstum: Tageslicht – die ergrünenden Keimblätter strecken sich dem Licht entgegen, die Pflanze gewinnt an Stärke und Widerstandskraft.	Ich habe bereits konkrete Schritte in meinem Alltag gesetzt und fühle mich davon bestätigt. Ich habe einen guten Weg gefunden, mich in meinem Alltag für ein gerechteres Ernährungssystem einzusetzen.
Abschluss der Keimung: Die Reservestoffe sind aufgebraucht. Die junge Pflanze ist unabhängig und kann mit ihrem Wurzelsystem und den ersten Blättern zu einer selbstständigen Lebensweise übergehen.	Mit eigenen Ideen bin ich aktiv, ich gehe nach außen und möchte mehr verändern als nur meine eigenen Gewohnheiten. Ich bin mir sicher, dass ich meinen Weg gehen werde und zu gerechteren gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen beitragen kann.

Thesenvorschläge aus diesem Heft

- „In unserem aktuellen Wirtschaftssystem werden die Menschen und ihre Ernährung zu einem bloßen Mittel zum Zweck“ – Jonathan Scalet, S. 3
- „Das Problem des Hungers liegt nicht an einem Mangel an Lebensmitteln, sondern an der Art und Weise wie unsere Ernährung heute organisiert ist“ – Jonathan Scalet, S. 4-6
- „Hochleistungs-Kühe stehen meist in direkter Nahrungskonkurrenz zu uns Menschen – sie bekommen Mais und Getreide als Futter, das wir auch selbst essen könnten“ – Judith Moser-Hofstadler, S. 7-8
- „In Krisenzeiten sind es meist Frauen, die die Ernährung der Familie sicherstellen“ – Melanie Oßberger, S. 9-10
- „Die Verbindung einer ressourcenschonenden und gesunden Landwirtschaft mit Ertragssteigerungen, regionalen Wirtschaftskreisläufen und demokratischer Beteiligung aller Betroffenen machen Agrarökologie zu einer vielversprechenden Zukunftsvision“ – Franziskus Forster, S. 11-12
- „Wo ‚Österreich‘ draufsteht, sind nicht automatisch faire Arbeitsbedingungen drin“ – Lisa Bolyos, S. 13-14
- „Die individuelle Entscheidung, anders einzukaufen, wird immer noch als zentrale Lösungsstrategie für beinahe jedes Problem in der Landwirtschaft verkauft“ – Julianna Fehlinger, S. 15-16
- „Im Grunde leben uns die Adivasi (die indigene Bevölkerung in Indien) vor, wie auch wir verantwortlich füreinander und für unsere Umwelt leben könnten“ – Johannes Laping, S. 18-19

Methoden aus den Partnerinnenprojekten der Katholischen Frauenbewegung

Die folgenden Methoden stammen aus der Arbeit der Organisation CASS mit Adivasi-Frauen in Nordostindien.

Die Methoden machen die große Bedeutung und Stärke von Gemeinschaft, Zusammenhalt und Kooperation erlebbar. Dadurch fassen die Frauen Mut, sich gemeinsam für ihre Anliegen einzusetzen.

Gemeinsam sind wir stark

Material: dünne Äste oder Holzstäbe

Jede*r Teilnehmer*in nimmt einen Ast und wird gebeten, ihn auseinanderzubrechen. Die einzelnen Äste brechen leicht. Anschließend versuchen es die Teilnehmer*innen mit einem ganzen Bündel von Ästen. Sie nehmen so viele Äste bis es nicht mehr gelingt, das Bündel zu brechen. Anschließend wird über Parallelen zum eigenen Alltag gesprochen: In welchen Situationen fühlen wir uns alleine schwach und überfordert? Wie können wir zusammenhelfen, um diese gemeinsam zu bewältigen?

In Vielfalt vereint

Material: Quadrate aus Papier, in 4-5 ungleiche Teile zerschnitten

Je 4-5 Teilnehmer*innen arbeiten an einem Quadrat, jede Person erhält ein Stück davon. Nun fügen die Teilnehmer*innen ihre Stücke, wieder zu einem vollständigen Quadrat zusammen ohne miteinander zu sprechen. Anschließend wird über die Arbeit in Gruppen reflektiert. Unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Vorstellungen und Fähigkeiten arbeiten an einem gemeinsamen Ziel. Damit nicht nur Einzelne, sondern alle Erfolg haben, müssen sie aufeinander eingehen.

Sicher gebettet

Material: ein rohes Ei pro Kleingruppe (3-5 Personen), Zeitungspapier, Luftballone, Wolle, Tixo, Klebstoff...

Jede Gruppe erhält ein Ei, das sie mit dem Bastelmaterial möglichst sicher verpacken soll. Anschließend werden die Eier fallen gelassen und getestet, ob sie den Sturz überleben. Auf uns alleine gestellt, sind wir Krisen und unvorhergesehenen Ereignissen (im Falle von Bäuer*innen etwa Ernteausfällen, Krankheiten...) schutzlos ausgeliefert. Gemeinschaftliche Sicherungssysteme und Netzwerke helfen uns, solche Krisen abzufedern.

Weitere Materialien

Auf folgenden Websites findest du weitere Methoden und Unterlagen zum Thema:

- Konzeptwerk Neue Ökonomie/FairBindung e.V.: www.endlich-wachstum.de/kapitel/lebensmittel-zum-zweck/
- Forum Umweltbildung: www.umweltbildung.at/cms/praxisdb/index.htm
- Südwind: www.suedwind.at/digitale-bibliothek/ernaehrung/
- Land schafft Leben: www.landschafttleben.at/

Bei folgenden Organisationen erhältst du Beratung und Material zum Ausleihen:

- BAOBAB-Bibliothek in Wien: www.baobab.at/
- Welthaus Graz: www.graz.welthaus.at/
- Welthaus Linz: www.epolmedia.at
- Südwind-Bibliotheken in Dornbirn, Innsbruck, Salzburg, Linz, Wiener Neustadt und Graz: www.suedwind.at

Weitere Anregungen und Unterstützung bei der Organisation von Bildungsveranstaltungen bekommst du in deinem diözesanen kfb-Büro!

Literatur und Quellen

Bücher

- Bennholdt-Thomsen, Veronika (2010): Geld oder Leben. Was uns wirklich reich macht. München: oekom.
- Choplin, Gérard/Strickner, Alexandra/Trouvé, Aurélie (2011, Hg.): Ernährungssouveränität. Für eine andere Agrar- und Lebensmittelpolitik in Europa. Wien: Mandelbaum.
- Engelsman, Volkert/Geier, Bernward (2018, Hg.): Die Preise lügen. Warum uns billige Lebensmittel teuer zu stehen kommen. München: oekom.
- Ermann, Ulrich/Langthaler, Ernst (2018): Agro-Food Studies. Eine Einführung. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.
- Exner, Andreas/Fleissner, Peter/Kranzl, Lukas/Zittel, Werner (2011, Hg.): Kämpfe um Land. Gutes Leben im post-fossilen Zeitalter. Wien: mandelbaum.
- Holzinger, Lutz/Staudinger, Clemens (2013): Schwarzbuch Raiffeisen. Wien: mandelbaum.
- Krammer, Josef/Rohrmoser, Franz (2012): Im Kampf um ihre Rechte. Geschichte der Bauern und Bäuerinnen in Österreich. Wien: Promedia.
- Kakar, Katharina (2015): Frauen in Indien. Leben zwischen Unterdrückung und Widerstand. München: C.H. Beck.
- Kulke, Hermann/Rothermund, Dietmar (2018): Geschichte Indiens. Von der Induskultur bis heute. München: C.H. Beck.
- Liberti, Stefano (2012): Landraub. Reisen ins Reich des neuen Kolonialismus. Berlin: Rotbuch Verlag.
- Mies, Maria/Shiva, Vandana (2016): Ökofeminismus. Die Befreiung der Frauen, der Natur und unterdrückter Völker. Eine neue Welt wird geboren. Neu-Ulm: AG Spak.
- Neugebauer, Gerth M. (2017): Erde in Not. Die heimliche Bodenkatastrophe. Wien: Promedia.
- Reckinger, Gilles (2018): Bittere Orangen. Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa. Wuppertal: Peter Hammer.
- Rohrmoser, Franz (2018): Mein Einsatz für bäuerliche Zukunft. Wien: ÖBV.
- Sutter Rehmann, Luzia (2014): Wut im Bauch. Hunger im Neuen Testament. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Thurn, Valentin/Oertel, Gundula/Pohl, Christine (2018): Genial Lokal. So kommt die Ernährungswende in Bewegung. München: oekom.

Broschüren, Magazine und Internetquellen

- Becker, Joachim/Plank, Chrsitina/Weissenbacher, Rudy (2018, Hg.): Am Land – am Rand? Kurswechsel 2/2018.
- FIAN (2018, Hg.): Mit Agrarökologie für das Recht auf Nahrung. Vielfalt gegen Mangel und Hunger.
https://fianat-live-7318544636224c40bb0b0af5b09-745b6a8.divio-media.net/filer_public/8e/bd/8ebdf859-1aea-4bf9-9a9e-fe7f0cb6d2fc/mit-agraroekologie-fuer-das-recht-auf-nahrung.pdf
- FIAN (2017, Hg.): Landgrabbing und Menschenrechte. Die Rolle von EU-Akteuren im Ausland.
https://fianat-live-7318544636224c40bb0b0af5b09-745b6a8.divio-media.net/filer_public/3a/d2/3ad2c3ac-041f-4c75-9da5-b372e50cac5d/2017_landgrabbing_und_menschenrechte.pdf
- FIAN/Ernährungsrat Wien (2019, Hg.): Ernährungsräte. Auf dem Weg zu einer demokratischen Lebensmittelpolitik.
https://fianat-live-7318544636224c40bb0b0af5b09-745b6a8.divio-media.net/filer_public/46/80/4680b7a1-dd75-4808-8da7-8f805cab533c/2019_ernaehrungsrat-broschuere.pdf
- FIAN/INKOTA (2019, Hg.): Agrarkonzerne und Finanzindustrie. Die neuen Lieblinge der Entwicklungszusammenarbeit?
https://www.fian.de/fileadmin/user_upload/bilder_allgemein/Themen/Finanzialisierung_EZ/Agrarkonzerne_Finanzindustrie.pdf
- frauen*solidarität (2019): Europäische Agrarpolitik. Perspektiven und Alternativen. Nr. 147, 1/19.
- Heinrich-Böll Stiftung/Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland/Le Monde Diplomatique (2019, Hg.):
 Agrar-Atlas. Daten und Fakten zur EU-Landwirtschaft.
https://www.boell.de/sites/default/files/agraratlas2019_web.pdf
- INKOTA/Oxfam/Misereor (2016, Hg.): Besser anders, anders besser. Mit Agrarökologie die Ernährungswende gestalten.
https://www.viacampesina.at/wp-content/uploads/delightful-downloads/2018/08/agraroekologie_besser_anders_broschuere.pdf
- Nyeléni Austria (2014, Hg.): Ernährungssouveränität. Jetzt! Für ein sozial und ökologisch gerechtes Agrar- und Lebensmittelsystem.
https://www.viacampesina.at/wp-content/uploads/delightful-downloads/2018/08/Broschuere_NyeleniForum2014.pdf
- ÖBV-Vía Campesina Austria/AgrarAttac (2018, Hg.): Die Zeit ist reif für Ernährungssouveränität!
https://www.viacampesina.at/wp-content/uploads/delightful-downloads/2018/08/2018_Broschuere_Ernaehrung_WEB.pdf
- Rosa-Luxemburg-Stiftung (2018, Hg.): Erst kommt das Fressen. Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, 1/2018.
https://www.zeitschrift-luxemburg.de/lux/wp-content/uploads/2018/05/LUX_1801_E-Paper.pdf
- Sezonieri-Kampagne/Europäisches BürgerInnenforum (2016, Hg.): Willkommen bei der Erdbeerernte! Ihr Mindestlohn beträgt...
 Gewerkschaftliche Organisierung in der migrantischen Landarbeit – ein internationaler Vergleich.
http://www.sezonieri.at/wp-content/uploads/2018/02/Willkommen_bei_der_Erdbeerernte.pdf

Gemeinsam für eine Zukunft in eigener Hand

teilen spendet zukunft



© Sanjay Kumar Mahato

teilen spendet zukunft. aktion familienfasttag



Katholische
Frauenbewegung

spenden.teilen.at • Spendenkonto: IBAN AT83 2011 1800 8086 0000. Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.